This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

UC-NRLF
$B 196 177

Maturin 2/4.15.
Cand — 8.
2/4.23 2

THE LIBRARY
OF
THE UNIVERSITY
OF CALIFORNIA

PRESENTED BY
PROF. CHARLES A. KOFOID AND
MRS. PRUDENCE W. KOFOID

Hugh Boyd's

Gesandtschaftsreise nach Ceylon.

Mit

historisch-statistischen Nachrichten

von dieser Insel

und dem Leben des Verfassers

herausgegeben

von

Lawrence Dundas Campbell.

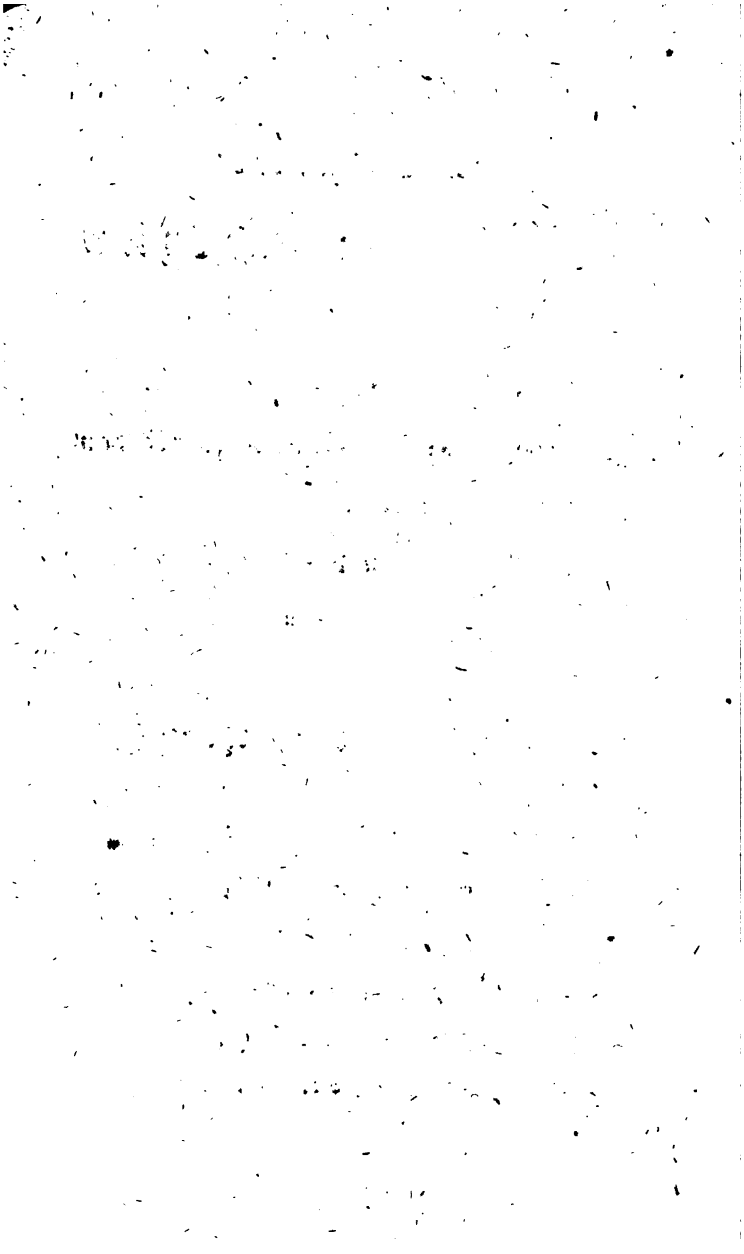
Aus dem Englischen.

Hamburg,

bey Benjamin Gottlob Hoffmann,

1802.

U-137-15



DS489
B6

Vorerinnerungen.

Zu den vielen historischen und geographischen Aufklärungen über die außereuropäischen Länder, die wir in neuern Zeiten durch die Britten, sowohl in den Abhandlungen der Gesellschaft zu Calcutta und andern Sammlungen, als auch in besonders gedruckten Schriften erhielten, gehört Boyd's erst im vorigen Jahre in den von A. D. Campbell herausgegebenen Miscellaneous Works dieses Schriftstellers gedruckte Gesandtschaftsreise nach Ceylon im

M311681

Jahre 1780. Sie iſt, der Natur der Sache nach, ein Seitenſtück zu Symes's und Turner's Geſandtſchaftsreiſen nach Ava und an den Hof des Teſchoo Lama, welche dieſelbe Buchhandlung überſetzt lieferte, von der man noch mehr dergleichen Werke zu erwarten hat; und verdient die Aufmerkſamkeit des Freundes der Länder- und Völkerkunde um ſo mehr, da ſie zugleich einen Beitrag zur neuern Geſchichte Großbritanniens und der vereinigten Niederlande in jenen entfernten Gegenden liefert. Zwar haben wir, außer mehrern frühern und ausländiſchen Nachrichten von Ceylon, in den neuern Zeiten von Wolf und Eſchelskron Beſchreibungen dieſer Inſel in deutſcher Sprache erhalten; da aber dieſe Geſandtſchaftsreiſe, ihrem Zweck nach, zum Theil ganz andre Nachrichten liefert, als

jene Werke, so dürfte bloß die Frage seyn: ob die allgemeine Beschreibung von Ceylon, die Boyd's Freund seiner Reise beifügte, einer Uebersetzung werth war? Allerdings ist sie nur aus englischen Schriften gezogen, und liefert nicht viel mehr als Knox; da aber die Nachrichten dieses einst so berühmten Reisenden jetzt ziemlich in Vergessenheit gerathen sind, und die deutsche Uebersetzung von 1689 nicht mehr lesbar ist: so fand der Uebersetzer der Boydschen Reise für gut, diese als Einleitung mitgetheilten, ziemlich gedrängten, historisch-statistischen Nachrichten von der Insel zur beliebigen Vergleichung mit den eben erwähnten, in deutscher Sprache erschienenen, Reisenachrichten beyzubehalten. Die Vergleichung überall selbst anzustellen, würde diese Einleitung über die Gebühr ausgedehnt haben. Dafür theilen

wir hier lieber, um die Leſer mit dem Verfaſſer ſo bekannt zu machen, als die Ceyloner es zu ſeyn wünſchten, (S. 155, 209) aus Campbells Biographie des Reiſenden, — die nicht nur ſeine Lebensumſtände erzählt, und ſeinen Charakter ſchildert, ſondern auch von der Veranlaſſung der Reiſe das Nöthige angiebt, übrigens aber, ihrem ganzen Inhalte nach, hier zu weitläuftig ſeyn würde, — einen ausführlichern Auszug mit, als wir bisher irgendwo in deutſchen Blättern fanden.

Michaelis-Meſſe 1801.

E. B.

Ueber

Hugh Boyd's

Leben und Schriften

von

L. D. Campbell.

(in einem freyen Auszuge)

H. Boyd war der zweite Sohn von Alex. Macauley, Esq., königl. Raths in Irland und nachherigen Richters bey dem geistlichen Tribunal zu Dublin, wie auch zuletzt Mitglieds des irländischen Parlements, eines vertrauten Freundes des berühmten Dechanten Swift. Seine Mutter war die Tochter von H. Boyd, Esq. von Ballycastle, in der Grafschaft Antrim. Hier wurde H. B. im October 1746 geboren, und nach seinem Großvater genannt, der ihn einige Jahre bey sich behielt.

Schon frühzeitig äußerte der junge Boyd den lebhaften Verstand und die Gesinnungen, die man sein ganzes Leben hindurch an ihm bemerkte. Kaum sechs Jahre alt, rief er einst, da eben Gesellschaft bey den Eltern war, in einem Winkel der Stube, mit Vertot's Geschichte der Revolutionen Schwedens in

der Hand, lebhaft aus: „Nie werde ich Gustaven vergeben!" Man lachte und fragte ihn um die Ursache: „Er hat die Krone genommen" antwortete Hugh — „Du scheinst den Königen nicht hold" — sagte Jemand von der Gesellschaft. „Nicht immer" entgegnete Boyd; „aber von Gustav hatte ich geglaubt, er hätte für das Volk gefochten, und nun finde ich, daß er es für sich gethan habe." — Ein anderes mal kam er vom Spielplatze mit beschmutzten Händen zu Tische; seine Mutter befahl ihm, sich erst zu waschen. „O" antwortete der junge Boyd, „es ist nur etwas Staub; denn mein Vater und ich haben immer reine Hände, die von keiner niedrigen Bestechlichkeit befleckt sind." Auf diese Antwort durfte er sitzen bleiben.

Nachdem er von seinem Vater in den ersten Anfangsgründen der Kenntnisse unterrichtet worden war, kam er in eine Privatschule zu Dublin, unter der Direction eines Mr. Ball, bey dem auch der gegenwärtige Lordcanzler von Irland, der verstorbene Forbes und der berühmte Redner Grattan Unterricht genossen. Mit letzterm saß er, ungeachtet er einige Jahre jünger war, in einer Classe; Achtung für gegenseitige Talente stiftete unter ihnen eine lebenslängliche Freundschaft. Seine schnellen Fortschritte in den Wissenschaften, sein glückliches Gedächtniß und sein artiges Betragen machten ihn zum Lieblinge seiner Lehrer und seiner Mitschüler. — Im vierzehnten Jahre wurde er in das Trinity College zu Dublin versetzt; und im November 1760 wurde er Gentleman commoner dieses Seminariums. Um diese Zeit wurde er mit Mr. Flood, der damaligen größten Zierde des irländischen Unterhauses, bekannt, dessen Beredsamkeit ihm zuerst die Neigung einflößte, den Parlementsdebatten beyzuwohnen; die genauen Berichte,

die er von Floods Vorträgen abzustatten wußte, erwarben ihm die Aufmerksamkeit und die Zuneigung des Redners. Uebrigens machte er auch im Collegium, ungeachtet er mehr dem Vergnügen als dem Lernen ergeben schien, so schnelle Fortschritte in den Wissenschaften, daß er 1765 den Grad eines M. A. annahm.

Jetzt drangen seine Verwandten in ihn, daß er sich zu einer bestimmten Lebensart entschließen möchte. Sein Großvater wünschte einen Geistlichen aus ihm zu machen. Dazu hatte aber der junge B. wenig Lust; und da der bald darauf erfolgte Tod des Großvaters ihm freyere Wahl ließ, entschloß er sich, den Militairstand zu wählen. Damit war sein Vater zufrieden; nur waren Vater und Sohn darin uneinig, daß ersterer die Infanterie, letzterer die Cavallerie vorzog. Ehe noch dieser Zwist entschieden wurde, starb der Vater 1766 nach einer Krankheit von wenigen Tagen. Dieser Todesfall änderte seinen ganzen Lebensplan. Denn da, bey dem Mangel eines Testaments, das Familieneigenthum durch Erbschaftsrecht dem ältern Bruder zufiel, und Boyd dadurch seine Hoffnung einer schnellen Beförderung bey der Armee vernichtet sah: so entschloß er sich nun zum Studium der Rechtsgelehrsamkeit, mit welchem seine Neigung zur Politik am meisten zusammenstimmte.

Dieser Entschluß führte ihn nach London. Hier suchte er anfangs die Protection des Grafen Hertford, dem sein verstorbener Vater wichtige Dienste geleistet hatte; aber alle Versuche dazu mißlangen gänzlich. Dafür entschädigten ihn jedoch sehr bald die Bekanntschaften mit Goldsmith, Armstrong und Garrick, die damals den höchsten Gipfel ihres Ruhms erlangt hatten, so wie mit der berühmten Geschichtschreiberin Macaulay, mit deren Gatten er verwandt war.

Auch wurde er bald in mehrere Gesellschaften der höhern Stände eingeführt, und dadurch Mitglied des bekannten Schach-Clubb's, in welchem er der beste Spieler nach dem Grafen von Brühl wurde, der noch jetzt den sächsischen Gesandtschaftsposten bekleidet. Diese Lebensart entzog ihn nicht gänzlich dem Studieren; doch beschäftigte er sich mehr mit den schönen Künsten und der Politik, als mit der Rechtsgelahrtheit, wie er es doch, seines beschränkten Einkommens wegen, bedurft hätte. Durch diese Umstände und durch unverhältnißmäßige Wohlthätigkeit gerieth er, ehe er noch ein Jahr in London zugebracht hatte, in Geldverlegenheiten. Doch hatten diese auf seine gute Laune und seine geselligen Eigenschaften so wenig Einfluß, daß er immer der Liebling der Gesellschaft und insonderheit der Damen blieb. Auch wurde die Zuneigung einer Dame das Mittel, seine Verlegenheiten für jetzt zu mindern. Er heirathete im December 1767 eine Miß Morphy, die nicht nur ziemlich wohlhabend, sondern auch klug genug war, seiner Unwirthschaftlichkeit öfters Einhalt zu thun.

Im J. 1768 machte B. in Privatangelegenheiten eine Reise nach Dublin, wo damals grade der Partheygeist heftig wüthete. Zu Dublin war er häufig bey dem bereits erwähnten Parlementsredner Flood. Als eben einst bey diesem große Gesellschaft war, der auch B. beywohnte, erhielt Flood unter dem Namen Sindercombe (eines in der Geschichte Englands bekannten Mannes, der Cromwell'n zu ermorden suchte,) einen anonymen Aufsatz über den Zustand der Partheyen Irlands, der bey den Anwesenden so allgemeinen Beyfall fand, daß Fl. ihn sogleich in einer Zeitung abdrucken ließ, in der gewissen Hoffnung, daß er vieles Aufsehen erregen würde. Wahrscheinlich war dieß Boyd's erster Versuch, als politischer Schriftsteller zu wirken.

Diese Schriftstellerey setzte er in London fort, wo er sich noch im Herbste 1768 auf einen ziemlich großen Fuß einrichtete, ungeachtet er, nach den soben angeführten Umständen, trotz einer unterdessen ihm zugefallenen Erbschaft vom Großvater her, nie ganz schuldenfrey wurde. Er fieng nämlich 1769 an, die so berühmt gewordenen Lettres of Junius in den public Advertiser einrücken zu lassen, und fuhr damit in den J. 1770—71 bis zum Januar 1772 fort, doch so im Geheim, daß erst nach seinem Tode durch Mr. Almon und G. Chalmers die Nachricht davon ins Publicum kam *). Boyd verrieth sich nie, so oft sich auch Gelegenheit darbot. Als er einige Monate nach der vollständigen Sammlung dieser Briefe mit Sir W. Draper Ball spielte, äußerte dieser: daß er Junius, ungeachtet er von ihm sehr hart behandelt worden, für einen braven Mann halte; daß er ihm seinen bittern Tadel vergebe, und mit Vergnügen eine Flasche alten Burgunder (sein Lieblingsgetränk) mit ihm trinken würde. B. schien von der Aeußerung keine Notiz zu nehmen; nachdem sie aber noch bis an den späten Abend mit einander gespielt hatten, schlug er Sir William vor, mit ihm in einem beliebten Wirthshause zu speisen. Draper nahm den Vorschlag an, und trank mit ihm arglos seinen Burgunder, während Boyd das innige Vergnügen hatte, seiner Aufrichtigkeit und seinen Wünschen zugleich Genüge zu leisten. — So vertheidigte er auch oft gegen den obgedachten Armstrong die Schreibart in Junius

*) Aller ihrer Beweise ungeachtet haben einige Kritiker an der Wahrheit der Behauptung gezweifelt, daß Mr. B. Verfasser dieser berühmten Briefe sey; andere aber finden weniger Bedenken sie als Boyd's Eigenthum anzuerkennen.

Jahre 1782. Sie ist, der Natur der Sache nach, ein Seitenstück zu Symes's und Turner's Gesandtschaftsreisen nach Ava und an den Hof des Teschoo Lama, welche dieselbe Buchhandlung übersetzt lieferte, von der man noch mehr dergleichen Werke zu erwarten hat; und verdient die Aufmerksamkeit des Freundes der Länder- und Völkerkunde um so mehr, da sie zugleich einen Beitrag zur neuern Geschichte Großbritaniens und der vereinigten Niederlande in jenen entfernten Gegenden liefert. Zwar haben wir, außer mehrern frühern und ausländischen Nachrichten von Ceylon, in den neuern Zeiten von Wolf und Eschelskroon Beschreibungen dieser Insel in deutscher Sprache erhalten; da aber diese Gesandtschaftsreise, ihrem Zweck nach, zum Theil ganz andre Nachrichten liefert, als

jene Werke, so dürfte bloß die Frage seyn: ob die allgemeine Beschreibung von Ceylon, die Boyd's Freund seiner Reise beifügte, einer Uebersetzung werth war? Allerdings ist sie nur aus englischen Schriften gezogen, und liefert nicht viel mehr als Knox; da aber die Nachrichten dieses einst so berühmten Reisenden jetzt ziemlich in Vergessenheit gerathen sind, und die deutsche Uebersetzung von 1689 nicht mehr lesbar ist: so fand der Uebersetzer der Boydschen Reise für gut, diese als Einleitung mitgetheilten, ziemlich gedrängten, historisch-statistischen Nachrichten von der Insel zur beliebigen Vergleichung mit den eben erwähnten, in deutscher Sprache erschienenen, Reisenachrichten beyzubehalten. Die Vergleichung überall selbst anzustellen, würde diese Einleitung über die Gebühr ausgedehnt haben. Dafür theilen

wir hier lieber, um die Leſer mit dem Verfaſſer ſo bekannt zu machen, als die Ceyloner es zu ſeyn wünſchten, (S. 155, 209) aus Campbells Biographie des Reiſenden, — die nicht nur ſeine Lebensumſtände erzählt, und ſeinen Charakter ſchildert, ſondern auch von der Veranlaſſung der Reiſe das Nöthige angiebt, übrigens aber, ihrem ganzen Inhalte nach, hier zu weitläuftig ſeyn würde, — einen ausführlichern Auszug mit, als wir bisher irgendwo in deutſchen Blättern fanden.

Michaelis-Meſſe 1801.

E. B.

Ueber

Hugh Boyd's

Leben und Schriften

von

L. D. Campbell.

(in einem freyen Auszuge)

H. Boyd war der zweite Sohn von Aler. Macauley, Esq., königl. Raths in Irland und nachherigen Richters bey dem geistlichen Tribunal zu Dublin, wie auch zuletzt Mitglieds des irländischen Parlements, eines vertrauten Freundes des berühmten Dechanten Swift. Seine Mutter war die Tochter von H. Boyd, Esq. von Bellycastle, in der Grafschaft Antrim. Hier wurde H. B. im October 1746 geboren, und nach seinem Großvater genannt, der ihn einige Jahre bey sich behielt.

Schon frühzeitig äußerte der junge Boyd den lebhaften Verstand und die Gesinnungen, die man sein ganzes Leben hindurch an ihm bemerkte. Kaum sechs Jahre alt, rief er einst, da eben Gesellschaft bey den Eltern war, in einem Winkel der Stube, mit Vertot's Geschichte der Revolutionen Schwedens in

der Hand, lebhaft aus: „Nie werde ich Gustaven vergeben!" Man lachte und fragte ihn um die Ursache: „Er hat die Krone genommen" antwortete Hugh — „Du scheinst den Königen nicht hold" — sagte Jemand von der Gesellschaft. „Nicht immer" entgegnete Boyd; „aber von Gustav hatte ich geglaubt, er hätte für das Volk gefochten, und nun finde ich, daß er es für sich gethan habe." — Ein anderes mal kam er vom Spielplatze mit beschmutzten Händen zu Tische; seine Mutter befahl ihm, sich erst zu waschen. „O" antwortete der junge Boyd, „es ist nur etwas Staub; denn mein Vater und ich haben immer reine Hände, die von keiner niedrigen Bestechlichkeit befleckt sind." Auf diese Antwort durfte er sitzen bleiben.

Nachdem er von seinem Vater in den ersten Anfangsgründen der Kenntnisse unterrichtet worden war, kam er in eine Privatschule zu Dublin, unter der Direction eines Mr. Ball, bey dem auch der gegenwärtige Lordcanzler von Irland, der verstorbene Forbes und der berühmte Redner Grattan Unterricht genossen. Mit letzterm saß er, ungeachtet er einige Jahre jünger war, in einer Classe; Achtung für gegenseitige Talente stiftete unter ihnen eine lebenslängliche Freundschaft. Seine schnellen Fortschritte in den Wissenschaften, sein glückliches Gedächtniß und sein artiges Betragen machten ihn zum Lieblinge seiner Lehrer und seiner Mitschüler. — Im vierzehnten Jahre wurde er in das Trinity College zu Dublin versetzt; und im November 1760 wurde er Gentleman commoner dieses Seminariums. Um diese Zeit wurde er mit Mr. Flood, der damaligen größten Zierde des irländischen Unterhauses, bekannt, dessen Beredsamkeit ihm zuerst die Neigung einflößte, den Parlementsdebatten beyzuwohnen; die genauen Berichte,

die er von Floods Vorträgen abzustatten wußte, erwarben ihm die Aufmerksamkeit und die Zuneigung des Redners. Uebrigens machte er auch im Collegium, ungeachtet er mehr dem Vergnügen als dem Lernen ergeben schien, so schnelle Fortschritte in den Wissenschaften, daß er 1765 den Grad eines M. A. annahm.

Jetzt drangen seine Verwandten in ihn, daß er sich zu einer bestimmten Lebensart entschließen möchte. Sein Großvater wünschte einen Geistlichen aus ihm zu machen. Dazu hatte aber der junge B. wenig Lust; und da der bald darauf erfolgte Tod des Großvaters ihm freyere Wahl ließ, entschloß er sich, den Militairstand zu wählen. Damit war sein Vater zufrieden; nur waren Vater und Sohn darin uneinig, daß ersterer die Infanterie, letzterer die Cavallerie vorzog. Ehe noch dieser Zwist entschieden wurde, starb der Vater 1766 nach einer Krankheit von wenigen Tagen. Dieser Todesfall änderte seinen ganzen Lebensplan. Denn da, bey dem Mangel eines Testaments, das Familieneigenthum durch Erbschaftsrecht dem ältern Bruder zufiel, und Boyd dadurch seine Hoffnung einer schnellen Beförderung bey der Armee vernichtet sah: so entschloß er sich nun zum Studium der Rechtsgelehrsamkeit, mit welchem seine Neigung zur Politik am meisten zusammenstimmte.

Dieser Entschluß führte ihn nach London. Hier suchte er anfangs die Protection des Grafen Hertford, dem sein verstorbener Vater wichtige Dienste geleistet hatte; aber alle Versuche dazu mißlangen gänzlich. Dafür entschädigten ihn jedoch sehr bald die Bekanntschaften mit Goldsmith, Armstrong und Garrick, die damals den höchsten Gipfel ihres Ruhms erlangt hatten, so wie mit der berühmten Geschichtschreiberin Macauley, mit deren Gatten er verwandt war.

Auch wurde er bald in mehrere Gesellschaften der höhern Stände eingeführt, und dadurch Mitglied des bekannten Schach-Clubb's, in welchem er der beste Spieler nach dem Grafen von Brühl wurde, der noch jetzt den sächsischen Gesandtschaftsposten bekleidet. Diese Lebensart entzog ihn nicht gänzlich dem Studieren; doch beschäftigte er sich mehr mit den schönen Künsten und der Politik, als mit der Rechtsgelahrtheit, wie er es doch, seines beschränkten Einkommens wegen, bedurft hätte. Durch diese Umstände und durch unverhältnißmäßige Wohlthätigkeit gerieth er, ehe er noch ein Jahr in London zugebracht hatte, in Geldverlegenheiten. Doch hatten diese auf seine gute Laune und seine geselligen Eigenschaften so wenig Einfluß, daß er immer der Liebling der Gesellschaft und insonderheit der Damen blieb. Auch wurde die Zuneigung einer Dame das Mittel, seine Verlegenheiten für jetzt zu mindern. Er heirathete im December 1767 eine Miß Morphy, die nicht nur ziemlich wohlhabend, sondern auch klug genug war, seiner Unwirthschaftlichkeit öfters Einhalt zu thun.

Im J. 1768 machte B. in Privatangelegenheiten eine Reise nach Dublin, wo damals grade der Partheygeist heftig wüthete. Zu Dublin war er häufig bey dem bereits erwähnten Parlementsredner Flood. Als eben einst bey diesem' große Gesellschaft war, der auch B. beywohnte, erhielt Flood unter dem Namen Sindercombe (eines in der Geschichte Englands bekannten Mannes, der Cromwell'n zu ermorden suchte,) einen anonymen Aufsatz über den Zustand der Partheyen Irlands, der bey den Anwesenden so allgemeinen Beyfall fand, daß Fl. ihn sogleich in einer Zeitung abdrucken ließ, in der gewissen Hoffnung, daß er vieles Aufsehen erregen würde. Wahrscheinlich war dieß Boyd's erster Versuch, als politischer Schriftsteller zu wirken.

Diese Schriftstellerey setzte er in London fort, wo er sich noch im Herbste 1768 auf einen ziemlich großen Fuß einrichtete, ungeachtet er, nach den oben angeführten Umständen, trotz einer unterdessen ihm zugefallenen Erbschaft vom Großvater her, nie ganz schuldenfrey wurde. Er fieng nämlich 1769 an, die so berühmt gewordenen Letters of Junius in den public Advertiser einrücken zu lassen, und fuhr damit in den J. 1770—71 bis zum Januar 1772 fort, doch so im Geheim, daß erst nach seinem Tode durch Mr. Almon und G. Chalmers die Nachricht davon ins Publicum kam *). Boyd verrieth sich nie, so oft sich auch Gelegenheit darbot. Als er einige Monate nach der vollständigen Sammlung dieser Briefe mit Sir W. Draper Ball spielte, äußerte dieser: daß er Junius, ungeachtet er von ihm sehr hart behandelt worden, für einen braven Mann halte; daß er ihm seinen bittern Tadel vergebe, und mit Vergnügen eine Flasche alten Burgunder (sein Lieblingsgetränk) mit ihm trinken würde. B. schien von der Aeußerung keine Notiz zu nehmen; nachdem sie aber noch bis an den späten Abend mit einander gespielt hatten, schlug er Sir William vor, mit ihm in einem beliebten Wirthshause zu speisen. Draper nahm den Vorschlag an, und trank mit ihm arglos seinen Burgunder, während Boyd das innige Vergnügen hatte, seiner Aufrichtigkeit und seinen Wünschen zugleich Genüge zu leisten. — So vertheidigte er auch oft gegen den obgedachten Armstrong die Schreibart in Junius

*) Aller ihrer Beweise ungeachtet haben einige Kritiker an der Wahrheit der Behauptung gezweifelt, daß Mr. B. Verfasser dieser berühmten Briefe sey; andere aber finden weniger Bedenken sie als Boyd's Eigenthum anzuerkennen.

Briefen, die dieser zu gezwungen und sentenzenreich fand, jedoch immer mit so vieler Ruhe, daß sein Freund, den er einen liberal denkenden Tory nannte, keinen Verdacht schöpfen konnte.

Sehr häufig war damals (im J. 1774) sein Umgang mit Goldsmith, der Boyden oft von seinen schriftstellerischen Arbeiten und von den Vorfällen im literarischen Clubb in Gerrardstreet unterhielt. Hier war Goldsmith, der nicht die Gabe eines schnellen Witzes, dabey aber das Vorurtheil hatte, daß ein Mann von Genie in Gesellschaft witzig seyn müsse, öfters die Zielscheibe der Einfälle eines Richard Burke, Garriks u. a. m. Einst gieng dieß so weit, daß Goldsmith an einer poetischen Replik arbeitete. Er unterwarf diese Boyd's Urtheile, der ihm zu manchen Abänderungen rieth. Ehe aber der folgsame Goldsmith diese vollenden konnte, starb er so unerwartet an einem Nervenfieber, daß B. ihn bey seinem nächsten Besuche im Sarge liegend fand.

Unterdessen beschäftigte sich Boyd, durch seine Geldverlegenheiten und den Rath seiner Freunde gedrungen, mehr als je mit dem Studium der Rechte, ohne sich jedoch den gesellschaftlichen Zirkeln zu entziehen, und der Politik zu entsagen. Beständig wohnte er den Parlementssitzungen bey; ja er schlich sich sogar, da das Haus der Gemeinen allen Fremden, irländische Parlementsglieder ausgenommen, den Zutritt verbot, unter einem falschen Namen ein, und schrieb dann gewöhnlich erst Tags darauf, aus dem Gedächtnisse, die Vorträge derjenigen Redner nieder, deren politische Meinungen mit den seinigen übereinstimmten, oder deren Beredsamkeit er bewunderte. Einige dieser Reden ließ er, (ohne sich zu nennen) drucken, und zwar mit solcher Genauigkeit, daß Burke, in Rücksicht der Reden Camdens über die amerikanischen Angelegenheiten, in Gegenwart Boyd's, der

sich nie verrieth, erklärte, daß der Lord sie selbst bekannt gemacht haben müßte.

Eben so versicherten Lord Temple und andere in Rücksicht der Rede des Lord Chatham über Lord Dartmouths Motion: „Se. Majestät zu ersuchen, einen Weg zur Beylegung der Unruhen in Amerika zu eröffnen" im Januar 1775, daß sie wörtlich so gedruckt sey, wie der Lord sie gehalten hätte. Noch achtzehn Jahre nachher wußte Boyd sie ganz auswendig herzusagen.

In eben diesem Jahre hatte Boyd mehrere Veranlassungen, seine menschenfreundliche Denkungsart zu zeigen, die ihm schon öfters großen Verlust an Zeit und Geld zugezogen hatte. Ein Verein von Straßenräuber, den er durch die dringendsten Vorstellungen zu bekehren gesucht hatte, ohne jedoch seinen Zweck zu erreichen, ließ ihn bald darauf, da er wegen anderer Räubereyen ins Gefängniß gebracht war, durch sein Weib um Verwendung anflehen; B. heurathete seine Begnadigung, nachdem er sich überzeugt hatte, daß nur die äußerste Noth den Mann zum Verbrecher gemacht hätte; aber — dadurch ward dieser schon zu tief gesunkene Mensch nicht gebessert, und einige Jahre nachher wegen neuer Räubereyen gehenkt. Bald darauf, im Junius 1775, zeigte sich eine neue, glänzendere Gelegenheit, sich für Verbrecher zu verwenden; der berühmte Perreau der beiden Brüder Robert und Daniel Perreau wegen falscher Wechsel, unter Mr. Adams Namen, welche von der Geliebten des letztern, Mrs. Rudd, einem reizenden, aber äußerst verdorbenen Weibe verfertigt, von den Gebrüdern Perreau aber in Umlauf gebracht worden waren. Die Jury verurtheilte die Perreau's als schuldig, dahingegen Mrs Rudd, aus Mangel an Beweisen, losgesprochen wurde. Dieser Umstand bewog einen großen Theil des Publicums zum innigsten Mit-

te machte er auch die während eines schmerzhaften Schadens an der Hüfte unter dem Namen Kitty Backpinch in Briefen verfaßte Satyre auf die Schottländer bekannt, die damals vielen Spaß machte. Uebrigens wohnte er unausgesetzt den Parlementsdebatten bey, und stiftete hier Bekanntschaft mit dem nachherigen Minister Pitt, der ihm einst bey einer Abendmahlzeit mit einigen Schillingen aushalf.

Da jedoch seine häusliche Lage immer drückender wurde: so fieng er jetzt selbst an, die Nothwendigkeit zu fühlen, sich einem einträglichen und bestimmten Geschäfte zu widmen. Er ließ sich daher dem Lord Macartney empfehlen, der ihn, bey seiner Ernennung zum Gouvernement von Madras, als zweyten Secretair annahm, und schiffte sich mit diesem, ungern genug, nach Madras ein, wo sie im Herbste 1781 anlangten. — Hier verwendete er seine Muße auf das Studium der ostindischen Politik, zu der er sich bereits als Theilnehmer der Vertheidigung des Nabobs von Arcot einigermaßen vorbereitet hatte, und erwarb sich sehr bald beträchtliche Kenntnisse in derselben.

In kurzem zeigte sich eine Gelegenheit, Gebrauch davon zu machen. Ein mächtiges Bündniß war damals gegen die brittischen Besitzungen in Indien entstanden, das nichts geringeres zum Zwecke hatte, als die völlige Zerstörung derselben. Die Regierung von Madras entwarf daher den Plan, ein Bündniß mit einem Volke zu schließen, mit dessen Sitten und Lande die Britten nur oberflächlich bekannt waren, dessen Beystand aber viel dazu beytragen konnte, die Macht eines großen Nebenbuhlers, mit dem sie damals im Kriege begriffen war, zu schwächen. Die Holländer waren lange in dem ungestörten Besitz des Handels mit der Insel Ceylon geblieben. Jetzt, nach der Eroberung von Negapatam und ihrer übrigen Besitzungen auf der Küste von Coromandel, entschloß man

ſich zu einer Expedition gegen Trincomale auf Ceylon, die der Admiral Sir Edward Hughes ausführte. Boyd begleitete den Admiral, als Deputirter des Gouverneurs, mit einem beſondern Auftrage an den König von Candy; und reiſete wenige Tage nach der Beſtürmung von Trincomale von dort nach Candy ab.

Das Tagebuch dieſer Geſandtſchaftsreiſe iſt es, das hier, mit hiſtoriſch-ſtatiſtiſchen Nachrichten von Ceylon, mitgetheilt wird. Der Zweck dieſer Geſandtſchaft war, ein Bündniß zwiſchen dem Gouverneur von Madras und dem Könige von Candy zu ſchließen, nach welchem Letzterer nicht nur die brittiſchen Truppen in Ceylon mit den nöthigſten Proviantartikeln verſorgen, ſondern auch die Engländer bey der Eroberung von Columbo unterſtützen ſollte. Durch viele Ueberredungen ließ ſich der König bewegen, die Verſorgung der Engländer mit Proviant zu bewilligen; aber er weigerte ſich beſtimmt, an dem Kriege gegen die Holländer einigen Theil zu nehmen, oder ein Bündniß zu ſchließen, ausgenommen mit einem Geſandten, der von dem Könige von England ſelbſt bevollmächtigt wäre. Vergebens ſtellte Boyd dem Könige vor, daß der Gouverneur von Madras der Repräſentant des Königs von England in Indien wäre, daß er demnach die Vollmacht hätte, mit fremden Staaten zu unterhandeln, und wirklich mit vielen andern Fürſten in Hindoſtan Tractate geſchloſſen hätte. Der Monarch von Candy blieb unbiegſam, und Boyd wurde endlich genöthigt, ſeinen Hof zu verlaſſen, ohne den weſentlichſten Zweck ſeiner Sendung erreicht zu haben.

Bey ſeiner Rückkehr miethete er zu Trincomale, da die für ihn beſtimmte Fregatte bereits wieder abgeſegelt war, ein kleines Fahrzeug, das ihn mit möglichſter Eile wieder nach Madras bringen ſollte. Dieß war ein unglücklicher Umſtand; am Tage nach ſeiner Abreiſe fiel er der franzöſiſchen Flotte, unter

Suffreins Befehlen, in die Hände, und wurde als Gefangener auf die Fregatte la Fine gebracht. Indessen war der Capitain ein artiger und geselliger Mann, der ihm viele Achtung und Güte bewies. Am Tage nach seiner Gefangenschaft sagte ihm der Capitain lächelnd: die englische Flotte wäre im Gesichte, und ihre gegenseitige Lage würde vielleicht bald umgekehrt seyn. Dieß geschah indessen durch einen besondern Zufall nicht. Zwar geriethen die feindlichen Schiffe ins Gefecht, und die Fregatte la Fine, die durch ein ungeschicktes Manoeuvre in die englische Linie, und zwar ganz nahe an die Isis, ein Schiff von 50 Canonen, kam, mußte die Segel streichen; da aber Boyd wegen Unpäßlichkeit nicht sogleich mit den andern englischen Gefangenen an Bord der Isis gieng: so blieb er der Gefangene der französischen Fregatte; dann der Capitain derselben benutzte einen frischen Wind, der sehr beschädigten Isis zu entgehen, ehe diese Besitz von ihrer Beute nehmen konnte. Gegen dieß Verfahren sprach Boyd so stark, daß der französische Capitain sich bewogen fand, ihn bis zum folgenden Tage einsperren zu lassen, da er ihn dann wieder frey ließ, und sein Betragen gegen ihn und die Isis entschuldigte.

Auf der Insel Mauritius, (Isle de France) wohin Boyd gebracht wurde, hielt man ihn einige Monate in enger Gefangenschaft; auf der Insel Bourbon aber, wohin er nachher kam, ohne zu wissen warum, behandelte ihn der Gouverneur sehr artig; ja er ließ ihn sogar an seiner Tafel Theil nehmen, und gab ihn bald darauf frey.

Nach seiner Ankunft in Madras ersuchte er den Lord Macartney um einen Posten, der ihn in den Stand setzte, sein Glück zu befördern; da ihm aber nicht sogleich gewillfahrt werden konnte, gieng er auf einige Monate nach Calcutta, wo er mit dem

dasigen Gouverneur auf einem vertrauten Fuße lebte; doch wurde er bald darauf als Hafenaufseher nach Madras zurückgerufen.

Während des Mysorischen Kriegs, der 1792 zu Ende gieng, gab er den Madras Courier heraus, an dem man Genauigkeit im Detail und Geschmack in der Auswahl lobte; und machte dann im J. 1793 seinen Plan zu einem Indian Observer bekannt, der vom September an wöchentlich unter dem Titel Hirrakah (Bote) herauskam. Doch gab er im Febr. 1794 dieß Journal wieder auf, um seine Gesandtschaftsreise nach Candy nebst Nachrichten von Ceylon und den Inseln Mauritius (Isle de France) und Bourbon zu bearbeiten, mit dem Versprechen, den Observer gelegentlich fortzusetzen. Beide Entwürfe blieben aber unausgeführt; ein Fieber, das ihn befiel, führte ihn dem Grabe zu. Er starb den 19ten October 1794, im 48sten Jahre seines Alters, mit Hinterlassung einer Wittwe, eines Sohnes und einer Tochter.

Boyd war ein Mann von hohem und schönen Wuchse; seine Physiognomie war edel und erhaben; sein Blick lebhaft und gebieterisch; sein Anstand äußerst fein. — Er besaß einen starken und gewandten Körper, und liebte athletische Uebungen. Durch seinen frühen Eintritt ins große Leben hatte er sich alle Eigenschaften erworben, die einen angenehmen Gesellschafter ausmachen. Seine gute Laune nöthigte auch dem Murrkopfe ein Lächeln ab; sein Betragen war so einnehmend, und seine Sprache so sanft, daß er auch ungestüme Menschen zu besänftigen wußte. Die Wohlthätigkeit artete bey ihm oft in Verschwendung aus, ohne Rücksicht auf seine ökonomischen Umstände. Seine Freundschaft gränzte zuweilen an Partheylichkeit, und Feinde fanden an ihm einen leicht versöhnlichen Mann. Schmähsucht in der Gesellschaft war ihm fremd, so wenig man

dieß auch von einem so witzigen Kopfe vermuthen sollte. Zuweilen mochte er gern über literarische und politische Gegenstände disputiren; doch trieb er dieß selten so weit, daß er Anmaßung verrieth, zeigte aber dabey gewöhnlich mehr Einbildungskraft als Scharfsinn, der überhaupt bey ihm jener gewöhnlich nachstand. Sein Gedächtniß, von dem schon oben mehrere Proben vorgekommen sind, war so stark, daß er nichts vergaß, was er einmal gehört oder gelesen hatte; die zahlreichen Stellen in den Schriften eines Demosthenes und Cicero, Thucydides und Tacitus, Baco, Machiavel und Montesquieu, die ihm gefallen hatten, wußte er auswendig; und was die Dichter-Werke betrifft, mehrere Bücher der Ilias und das verlorne Paradies vom Anfange bis zum Ende. — Lange und verwickelte Rechnungen brachte er bloß im Kopfe zu Stande; oft dictirte er, während er sich mit Jemanden unterhielt, einem Schachspieler seine Züge. Sein Kopf umfaßte viel, tiefes und abstractes Denken aber war seine Stärke nicht. Eben so waren seine Kenntnisse mehr glänzend als tief; er streifte auf dem ganzen Gebiete des menschlichen Wissens umher, beschränkte aber seine Untersuchungen auf schöne Literatur, Moral und Politik. Er las die Classiker des alten und neuen Europas in ihrer Originalsprache, und zwar mit solchem Erfolge, daß seine Gespräche oft von seinen kritischen Einsichten zeugten. Für das Theater hatte er große Vorliebe; doch war ihm Shakspeare's Natur allein anziehend.

Dieß ist das Leben und der Charakter eines Mannes, der, bey allen seinen Schwächen, doch keineswegs zu den gewöhnlichen Menschen gehörte, und daher wohl dieser etwas ausführlichen Schilderung werth war, die, bey aller freundschaftlichen Schonung, doch Licht und Schatten in gehörigem Maße vertheilt.

Historisch-statistische Nachrichten von der Insel Ceylon

von

L. D. Campbell,

Herausgeber von H. Boyd's Werken.

Die Insel Ceylon, oder, wie sie von den Eingebornen genannt wird, Silan, unstreitig Taprobana der Griechen und Römer, war zu allen Zeiten wegen seiner Reichthümer und Schönheiten berühmt. Die benachbarten Hindu-Nationen an der Küste der Halbinsel scheinen sich aber mit der Bewundrung begnügt und wenig Neigung gefühlt zu haben, Verkehr mit derselben zu unterhalten; denn noch hat man, trotz den glänzenden Talenten, der tiefen Gelehrsamkeit und dem unermüdeten Fleiße, die auf die Untersuchung der Archive der hindostanischen Literatur verwen-

der wurden, kein fabelhaftes Gedicht, und noch viel weniger irgend eine historische Nachricht von Ceylon gefunden; wiewohl wir desselben in Parasar's astronomischem Werke unter dem Namen Lanca erwähnt finden, und aus einer mündlichen Tradition wissen, daß vor undenklichen Zeiten einiger Handel zwischen der Insel und den Hafenplätzen von Hinduſtan statt gefunden habe. Alle Belehrungen über diese Insel haben wir daher den Schriften der Europäer und eines oder zweyer arabischen Reisenden, und dem Handelsgeiſte der Portugiesen und Holländer zu danken. Diese Reisenden besuchten jedoch größtentheils nur die Küſten oder die den europäischen Niederlaſſungen nahen Gegenden, etwa einige Meilen in der Runde; und diejenigen, die in das Innere des Landes vordrangen, waren größtentheils Menschen von beſchränkten Einsichten und von geringer Bildung. Die Kriege, in welche die Portugiesen immer mit den Königen von Candy verwickelt waren, — von der Zeit ihres Einfalls an, bis zu dem Angriffe der Holländer auf sie, — und der Verfolgungsgeiſt, mit dem sie auf eine schändliche, thörichte und vergebliche Weise den christlichen Glauben unter den Cingaleſern zu verbreiten suchten, hinderten sie gänz-

lich, Forschungen über die Religion, Gesetze und Regierung des Landes anzustellen und den Charakter der Einwohner zu studieren, folglich diejenigen Kenntnisse sich zu erwerben, die sie allein von der Aermlichkeit ihrer Politik überzeugen und ihnen den Handel sichern konnten, der ihr ursprünglicher Zweck und ihr Interesse war. Dagegen betrieben die Holländer, nachdem sie endlich alle portugiesischen Besitzungen erobert, und sich auf der Insel festgesetzt hatten, eine Zeit lang ihre Angelegenheiten, zwar nicht mit liberalen Gesinnungen, aber doch wenigstens mit der Vorsicht und Klugheit gewandter Kaufleute. Ihr gesunder Verstand zeigte ihnen die Handelsvortheile, die aus der Gewinnung der Cingaleser für sie entstehen mußten; und sie schlossen mit dem Könige von Candy ein Freundschaftsbündniß, in welchem ihre Rechte auf das von ihnen eroberte Gebiet anerkannt und die Erlaubniß zum Zimmthau ertheilt wurde. Der ungeheure Reichthum aber, den sie dadurch bald zu erwerben in den Stand gesetzt wurden, vernichtete in kurzem den Unternehmungsgeist, der ihren Handel belebt hatte; und statt sich mit der Geschichte und der allgemeinen Politik des Landes bekannt zu machen, beschränkten sie sich

auf das partielle Interesse ihrer verschiedenen Factoreyen. Die Gouverneure, die zur Verwaltung ihrer Angelegenheiten aus Holland geschickt wurden, waren, statt gewandte Staatsmänner und hellsehende Kaufleute zu seyn, Menschen von niedrigen Sitten und rohem Verstande, an den Schlendrian der Comptoire gewöhnt, und eben so unfähig, einen liberalen und umfassenden politischen Plan zu entwerfen, als Gelehrte zu Forschungen in den Künsten und Wissenschaften der Cingalesen aufzumuntern. Daher besteht die Geschichte der holländischen Niederlassungen in Ceylon bloß aus einer Reihe so langweiliger Details, daß jeden gut organisirten Kopf schon bey der bloßen Erzählung ekelt. Eine verschlingende Raubgier, die durch die schnelle Bereicherung erzeugt wurde, machte die Holländer treulos gegen die Tractaten und Verpflichtungen der Freundschaft, und spornte sie an, in das Gebiet des Königs von Candy Eingriffe zu thun. Dieß Betragen veranlaßte eine Folge kleiner Kriege, in welchen, ungeachtet die Holländer immer glücklich waren, die Candier nie unterjocht wurden. In diesen Kriegen behandelten die Holländer ihre Gefangenen mit der härtesten

Strenge, und überhäuften sie mit allen Erniedrigungen, welche die erfindungsreichste Grausamkeit an die Hand geben konnte. Die Cingaleser, die, ungeachtet sie unter einer völlig unumschränkten Monarchie leben und keinen Begriff von politischer Freyheit haben, doch ihre Person und ihr Eigenthum durch heilsame und gemäßigte Gesetze geschützt finden, die sie als geheiligt betrachten, und die wenige unter ihren Königen wesentlich verletzt haben, und stolz auf ihre seit undenklichen Zeiten bestehende Unabhängigkeit sind, wurden natürlich durch die Frevel der Holländer erbittert. Sie veranlaßten daher unaufhörlich Feindseligkeiten, um die erlittenen Beleidigungen zu rächen; und ungeachtet sie außer Stande waren, ihre Feinde von der Insel zu vertreiben: so gelang es ihnen doch oft, sie von ihren Gebirgen zurückzuschlagen. Ihr unversöhnlicher Haß gegen die Holländer schreckte sie ab, in Friedenszeiten Verkehr mit ihnen zu unterhalten, und ungeachtet der Hof von Candy ihre Gesandten annahm: so wurden sie doch mit kaltem Mißtrauen behandelt und eifersüchtig bewacht. Endlich bewog die Erinnerung an die Portugiesen und das schändliche und unpolitische Betragen der Holländ-

der die Könige von Candy, ihren Unterthanen zu verbieten, Verkehr mit irgend einer europäischen Nation zu unterhalten, und lehrte sie auf ewig einen Volksstamm verabscheuen, den, dem Anscheins nach, kein Band der Ehre binden, und gegen dessen Verrätherey keine Klugheit schützen konnte.

Diese Thatsachen geben hinlänglichen Aufschluß über die Frage: warum die Insel Ceylon weniger bekannt ist, als jeder andre eben so berühmte Theil Indiens.

Wirft man einen Blick auf das Betragen der verschiedenen europäischen Nationen, die in Indien zu einiger Wichtigkeit gelangt sind: so bemerkt man, daß die Portugiesen, bald nach der Zeit des großen Albuquerque, durch ihre Lieblings-Idee, die Nationen Asiens zur katholischen Religion zu bekehren, so bethört wurden, daß keine andere Rücksicht, sie mochte nun die Politik oder den Ruhm angehen, in Betracht kam. Die Sprachen, die Gewohnheiten, die Politik, die Künste und Wissenschaften der Hindostaner kennen zu lernen, wie es doch zum Wohle ihrer Niederlassungen in diesem Lande erforderlich war, vernachläßigten sie gänzlich.

Nicht weniger gleichgültig waren diese wichtigen Gegenstände den Holländern. Da sie ihre Absichten bloß auf das Interesse und die Ausdehnung ihres Handels beschränkten: so strebten sie nie nach dem Range eines souveränen Volks in Ostindien. Selbst ihr Handel wurde nach engherzigen Grundsätzen betrieben; und nach dem Zustande der Literatur ihres Mutterlandes während des gegenwärtigen Jahrhunderts zu urtheilen, braucht man sich nicht darüber zu wundern, daß sie nicht begierig waren, die Lorbeeren Indiens zu pflücken. (Es wäre jedoch ungerecht, hier nicht zu erwähnen, daß die holländische Compagnie vor ungefähr funfzehn Jahren eine Druckerey zu Colombo anlegte, in welcher eine Grammatik der Cingaleser Sprache von Johannes Rijth und ein paar Uebersetzungen aus der heiligen Schrift ins Cingalesische von verschiedenen Verfassern gedruckt wurden. Einige dieser Bücher, vorzüglich die Grammatik, wurden nachher in Amsterdam von neuem aufgelegt, dem Anscheine nach aber ohne den geringsten Nutzen.)

Die Klugheit und der Scharfsinn der Franzosen zeigte ihnen sehr bald die Vortheile, die das Studium des Charakters und der Geschichte

der Hindustaner, so wie der Denkungsart ihrer verschiedenen Staaten, gewähren müßte. Auch setzten sie ihre Talente in den Stand, über diese Gegenstände viele Belehrungen einzuziehen, und die Namen Dupleix, Labourdonnais, Bussy, Bailly und Gentil sind in Rücksicht der indischen Politik und Gelehrsamkeit mit Recht berühmt. Aber die beständigen Streitigkeiten, in welche ihre Intrigüen sie verwickelten, so wie die Uneinigkeiten unter den Räthen ihrer ostindischen Compagnie, welche die Gelehrten abschreckten, ein Amt in ihrem Dienste anzunehmen, hinderten sie, die genaue und tiefe Kenntniß in der orientalischen Politik und Literatur zu erlangen, die sich von ihren Talenten hätte erwarten lassen. Es blieb daher dem aufgeklärten Genius der Briten vorbehalten, so wohl die Quellen von Asiens Reichthum zu erforschen, als auch die Schatzkammern seiner Literatur aufzuschließen.

Die Insel Ceylon liegt zwischen dem 5° 46′ 10″ und 9° 50′ 40″ nördlicher Breite, und zwischen dem 79° 36′ 30″ und 82° 10′ 00″

der Länge öſtlich von Greenwich. Die Länge der Inſel von Dondrahead nördlich bis Tellipali nördlich beträgt 270 (engliſche) Meilen, die größte Breite von Colombo bis Trincalé, 160 Meilen. Von Dondrahead nördlich bis Trincomale iſt ihre Richtung grade nördlich und ſüdlich; von der Breite von Trincomale bis Tellipali läuft ſie nordweſtlich und ſüdöſtlich. Die Ufer von Ceylon werden nördlich und nordöſtlich von den Gewäſſern der Bay von Bengalen, und oſtſüdöſtlich, ſüdlich und ſüdweſtlich von dem großen indiſchen Ocean beſpült; weſtlich wird ſie von dem Meerbuſen von Manaar beſpült, der ſie von dem Cap Comorin und der Küſte von Madura ſcheidet; und nordweſtlich wird ſie durch die Paliksſtraße von der Küſte von Tanjore und Marawer getrennt. Dieſe Straße iſt wegen der großen Perlenfiſcherey *) berühmt, welche ehedem von den

*) Im Jahr 1771 wurde Madure, ein kleiner Ort einige Meilen von Tutucorin, von dem Nabob von Carnatic in Beſitz genommen, der ſogleich Anſpruch auf die Perlenfiſcherey machte; eine Foderung, welche die Holländer aus gewiſſen Gründen bewilligten. Paul Jakhof betrachtet Madure in ſeinem ſehr gut ausgearbeiteten Berichte über den Zuſtand der holländiſchen Beſitzungen in Indien, als den wichtigſten Grenzort von Ceylon.

Holländern an beiden Ufern betrieben wurde, jetzt aber sich in den Händen Englands befindet. Sie ist bloß für kleine Schiffe fahrbar, und an der engsten Stelle, Adamsbrücke genannt, von der kleinen Insel Manaar, an der Küste von Ceylon, bis zu der noch kleinern Insel Ramisseram, auf der entgegengesetzten Seite, die ungefähr zwanzig Meilen von einander liegen, können bloß Fischerkähne oder Schiffe von ungefähr gleicher Größe gebraucht werden.

Der nördliche Theil der Insel ist flach und an einigen Orten sumpfig, aber eben deßhalb sehr werthhaft für den Reisbau, dessen große Felder durch hohe, immer belaubte, Waldungen getheilt werden, die Ueberfluß an allen, in tropischen Ländern gewöhnlichen, Früchten haben, und reichlich mit allen, Indien eigenthümlichen, Thieren versehen sind. An den nördlichen und nordwestlichen Ufern der Insel von der Spitze Pedro bis Negombo sieht man Einschnitte der See, von denen einige, wäre nicht das Wasser zu seicht, bequeme Hafenplätze abgeben würden. Der größte dieser Seearme erstreckt sich beynahe durch die ganze Insel von Mulipatti östlich bis an die Stadt Jaffnapatam westlich, und bildet den

District, der den Namen des letztern Ortes führt. Aber alle andern Küsten der Insel sind hoch und felsig, jedoch, einige Riffs an der südöstlichen Seite ausgenommen, für den Seefahrer nicht gefährlich. Segelt man längst dem südlichen Ufer von Ceylon, von Trincomale nach Negombo hin: so gewährt die Ansicht des Landes dem Auge des Kenners eine Mannichfaltigkeit eben so schöner als großer Landschaften. Mit einem guten Fernrohre sieht man deutlich, wie das Land sich in einigen Theilen stufenweise, in andern aber plötzlich von dem Ufer aus erhebt; — alle Theile des Ufers aber sieht man mit Grün bekleidet, mit Dörfern durchmischt, von hohen Bäumen beschattet, und in Fruchtfelder eingetheilt, die in vielen Gegenden mit lebendigen Hecken eingezäunt sind. Weiterhin im Lande sieht man Kaffee-Plantagen und ganze Wälder von Zimmtbäumen und andern aromatischen Gewächse, die oft von hohen Tamarinden und Palmen überwachsen sind, hier und da drey majestätischen Banyan Platz machen, und überall mit Bäumen durchmischt, die Blüthen und Früchte zugleich tragen. Endlich verliert das Auge die Aussicht auf diese Wälder an Seiten ungeheurer Berge, deren steile, von alten Bäumen be-

schnitte, Abhänge die Ebene überblicken, und deren Gipfel sich in die Wolken thürmen. Kaum ist es der Einbildungskraft möglich, sich eine prächtigere und angenehmere Decoration zu denken.

Das Gebiet, das die Holländer in Ceylon sich zueigneten und jetzt die Engländer besitzen, erstreckt sich längst der ganzen Seeküste der Insel, zehn Meilen der östlichen Küste ausgenommen, in dem Districte von Seavara, den der König von Candy noch inne hat. In der Gegend, wo der Zimmt wächst, an der westlichen und südwestlichen Seite der Insel, von Colombo nach Manaar, erstrecken sich unsere Besitzungen ungefähr 14 Meilen landeinwärts, wo sie an das Gebiet des Königs von Candy gränzen. Oestlich, bey Batticola und Trincomale, gehen sie nicht über zwölf Meilen ins Land hinein; nördlich, bey Jaffnapatam und Warana, ungefähr eben so weit.

Colombo, die Hauptstadt des englischen Gebiets und die Residenz des Gouverneurs, hat eine artige Lage in einem der fruchtbarsten, wenn gleich nicht volkreichsten, Theile der Insel, in welchem Reisfelder, Wiesengründe und Zimmtwäldchen in einer schönen Mischung abwechseln. Die Stadt ist artig gebaut, groß, volkreich und äußerst reinlich.

Die Holländer befestigten sie nur erträglich; ihrer vortheilhaften Lage nach kann sie aber ein sehr starker Platz werden. Es ist hier eine Schule zur Ausbreitung der christlichen Religion. Die eingebornen Christen, Katholiken und Protestanten, wurden von den Holländern auf nicht weniger, als 300,000 berechnet. Ist diese Rechnung richtig: so begreift sie unstreitig die Abkömmlinge der Portugiesen, die Kinder der Holländer von malabarischen Weibern und vielleicht einige Bekehrte aus dem Stamme der Pariahs oder Chondalas, einer ehrlosen Volksclasse in jedem Lande, wo die Hindustanische Religion herrschend ist; denn weder mahomedanischer noch christlicher Eifer haben unter den andern großen Stämmen der Hindus je eine beträchtliche Anzahl von Proselyten gemacht.

An Columbo stößt ein botanischer Garten, der, vor einigen Jahren, von dem berühmten Botaniker Joh. Gideon Loten aus Utrecht angelegt wurde, und jetzt gewiß nicht vernachläßigt werden wird. Der größte Nachtheil der Lage von Columbo ist dessen offene Rhede, die bloß in den Monaten November, December, Januar und Februar Sicherheit gewährt, da sie während

des Wechsels der Monsoons dem Winde nur allzusehr ausgesetzt ist, als daß Schiffe mit Sicherheit darin ankern könnten, und es beynahe jedem Schiffe unmöglich ist, die Heftigkeit des Südwest-Monsoons zu widerstehen, weil er grade zu gegen die Küste weht.

Ungefähr funfzehn Meilen nördlich von Columbo, an der Küste, liegt Negombo, eine unbeträchtliche Festung, aber in dem Districte, der den besten Zimmt in unsern Besitzungen liefert. Der zunächst wichtigste Ort an der Küste ist Jaffnapatam, am nördlichen Ende der Insel, der Küste von Tanjore gegenüber. Er ist stark befestigt. Auf der Ostküste der Insel ist der Hafen von Trincomale der Hauptgegenstand unserer Aufmerksamkeit; eine geräumige und treffliche Bay, in welche die ganze englische Flotte mit Leichtigkeit einlaufen, und mit voller Sicherheit ankern könnte. Der Hafen wird von zwey Festungswerken, dem Fort Trincomale und dem Fort Ostenburg, gedeckt. Das letzte steht auf einem Felsen, der ungefähr 1500 Schritte in die See vorspringt; schützt aber, bey der gegenwärtigen Lage, die Schiffahrt nicht völlig. Die Portugiesen legten dasselbe von den Materialien einer

prächtigen und äußerst schön gebauten Pagode an, die auf demselben Grunde stand, und die ihre wüthende Bigotterie sie einzureißen bewog.

Bey der ungezweifelt großen politischen Wichtigkeit dieses schönen Hafens für das brittische Indien hat er doch zwey wesentliche Nachtheile. Die Fluth steigt nicht hoch genug, um die Anlegung von Wasserdocken für größere Schiffe zu erlauben; und der Hafen liegt in dem einzigen unfruchtbaren Theile der Insel. Die Gegend um Trincomale wurde nie urbar gemacht; ihr dürrer Boden gewährt keine freywilligen Producte, nicht einmal Weide fürs Hornvieh; und die nächsten Dörfer, von denen aus die Besatzungen von Trincomale und Ostenburg versorgt werden, sind an zwölf Meilen entfernt.

Achtzehn Lieues südlich von Trincomale an der Spitze einer tiefen Bucht liegt Batticola in dem gleichnamigen Districte; eine kleine von den Holländern erbaute Festung, die wegen der außerordentlichen Fruchtbarkeit der benachbarten Gegend, die, in Zeiten des Kriegs oder des Mangels, die Besatzung von Trincomale mit allen Arten von Proviant versorgen kann, von großer Wichtigkeit ist.

Punto Gallo liegt am südlichen Ende der Insel in der reichen und schönen Provinz Maturu. Es ist ein sehr kleiner und bey weitem nicht hinlänglich sicherer Hafen; und er würde hier keine Erwähnung verdienen, wenn er nicht der Ort wäre, wo man alle Producte von Ceylon nach Europa einschifft.

Dieß ist die Lage der verschiedenen jetzt unter englischer Flagge blühenden Orte auf Ceylon, die, wenn sie nach der aufgeklärten Politik regiert werden, welche seit einer beträchtlichen Periode in der Administration unsrer indischen Angelegenheiten herrschend war, wo nicht commercielle, doch viele politische Vortheile verschaffen werden.

Das ganze innere Land von Ceylon wird, die kleine Provinz Coylot oder das Land der Wanees im nördlichen Theile der Insel ausgenommen, von Cingalesern, den ursprünglichen Einwohnern, unter der Regierung des Königs von Candy, bewohnt. Die Besitzungen dieses Königs werden, nach Mr. Knox in seiner Beschreibung von Ceylon, ordentlich in Provinzen und Districte eingetheilt; da ich aber weder deren Anzahl, noch Größe, gehörig bestimmen kann: so will ich mich nicht der Gefahr aussetzen, Mr. Knox'ens Ein-

theilung aufzunehmen, da sie, meinem Bedünken nach, sehr zweifelhaft ist, und ich diesen Gegenstand nicht genug kenne, um entweder über die Richtigkeit dieser Eintheilung zu entscheiden oder deren Irrthümer zu verbessern. Das Königreich Candy scheint jedoch in ungefähr dreyßig Districte eingetheilt zu seyn, deren Hauptstadt Candy-Uda ist, ein Name, der Bergspitze bedeutet, und für diesen Theil der Insel paßt. Diese Districte sind von hohen und fast undurchdringlichen Wäldern eingeschloßen, die sich der König vorbehält, und das Volk als die natürlichen Bollwerke seines Landes verehrt, so daß es Holz darin zu fällen, für ein Religionsverbrechen ansehen würde. Auf den verschiedenen Wegen durch die Wälder stehen regelmäßig Wachen.

Die allgemeine Ansicht des Innern der Insel ist, so wie die Ansicht der Küsten, außerordentlich malerisch. Hohe mit altem Gehölze bedeckte Berge und große von unzähligen Bächen befruchtete, und überall bebaute, Thäler, die von dichten Reihen von Fruchtbäumen durchschnitten werden, welche die schönen rings umher liegenden Hüttchen von einander trennen, gewähren auf allen Seiten die mannichfaltigste

Decoration und bezaubernde Prospecte, welche auf die angenehmsten Betrachtungen leiten.

Der beträchtlichste Berg auf der Insel heißt Hamallel oder Adams Berg. Er liegt südöstlich von Candy : Uda, und hat eine pyramidalische Form. Auf der Spitze liegt ein großer flacher Stein, auf dem sich eine gewißermaßen der Gestalt eines menschlichen Fußes gleichende Spur findet, die aber weit länger (ungefähr zwey Fuß lang) ist. Einer Tradition unter den Cingalesern zufolge, hinterließ Buddha, der große Stifter ihrer Religion, die Spur seines Fußes auf diesem Steine, als er gen Himmel stieg. Der Stein wird daher für heilig gehalten, und Menschen von jedem Stande und Alter wallfahrten jährlich zu demselben.

Die mehresten Flüße der Insel entspringen aus diesem Berge. Der größte darunter ist der Mavalagonga, der bey Trincomale in die See fällt. Er ist ungefähr einen Kanonenschuß breit, und einige Meilen von seiner Mündung zehn bis zwölf Fuß tief; die zahlreichen Felsen aber, die seinen Lauf unterbrechen, machen ihn für Schiffe, die zu einer Seereise gebaut sind, ganz unfahrbar. Die Cingalesen beschiffen ihn jedoch mit

Böten, und an manchen Orten könnte er für den Handel brauchbar gemacht werden. Von diesem Flusse giebt Mr. Knox folgende Nachricht: „Er ist so tief, daß man, wenn es auch sehr trockenes Wetter ist, beym Durchwaten bis an den Kopf im Wasser geht. Die Einwohner setzen mit Kähnen über denselben; denn er hat nirgends Brücken, weil er so breit ist, und der Strom zur Zeit des Regens (der in diesem Lande sehr stark ist,) so hoch geht, daß keine angelegt werden können; auch würde es ihnen, wenn sie es auch könnten, nicht zugelassen werden; denn dem Könige ist nicht daran gelegen, sein Land zum Handel bequem zu machen, sondern vielmehr die Schwierigkeiten, die demselben entgegen stehen, zu unterhalten. Der Fluß geht ungefähr eine Meile bey der Stadt Candy vorbey. An einigen Stellen ist er voll von Felsen, an andern drey bis vier Meilen frey davon."

Die Jahrszeiten auf Ceylon stehen, so wie am Cap Comorin, ganz unter dem Einflusse der Monsoon-Winde; der südwestliche Monsoon bringt den westlichen Gegenden der Insel beständig Regen, trocknes Wetter und heitern Himmel aber den östlichen Theilen; dagegen der südöstliche Monsoon die entgegengesetzten Wirkungen hervorbringt. „Re-

gen und trocknes Wetter — ſagt Mr. Knox — ſcheiden ſich ungefähr in der Mitte der Inſel, wie ich oft bemerkt habe; auf der einen Seite des Berges Cauras King fand ich regnichtes, ſo bald ich aber auf die andere Seite kam, trockenes Wetter, und eine ſo große Hitze, daß ich kaum, nach der Landesart, baarfuß gehen konnte."

Die Inſel bringt einige nützliche Mineralien und eine Menge Edelſteine hervor. Eiſen, Kupfer und Bley werden in großem Ueberfluße gefunden, und ein Berg bey Candy-Uda ſoll eine Goldmine enthalten, deren Bearbeitung aber, der klugen Politik des Königs zufolge, verbothen iſt. Alle Edelſteine, die in Hindoſtan gefunden werden, trifft man auch in Ceylon (Vergl. Thunbergs Reiſen 4r. B.)

Was das Pflanzenreich betrifft: ſo kann dieſe Inſel mit Recht der Garten Aſiens genannt werden; denn die Theepflanze und den Mangoſtan der Malayiſchen Inſeln ausgenommen, ſieht man hier alle Bäume, Pflanzen und Blumen dieſes großen und fruchtbaren Erdtheils, das berühmte ihr eigenthümliche Gewächs ungerechnet. Von dieſem allein iſt es hier nöthig, eine Beſchreibung zu geben. Da indeſſen die ſo ſehr berühmte Brodtfrucht ausſchließlich nur Otaheite

und den benachbarten Inseln zugeschrieben wird; so darf die Nachricht nicht übergangen werden, daß sie in Ceylon seit undenklichen Zeiten wächst, und dort gewiß einheimisch ist; wie Thunberg schon vor zwanzig Jahren bewiesen hat; eine Thatsache, die unsere Regierung nicht gekannt zu haben scheint, da sie den Capitain Bligh zweymal nach Otaheite sendete, um von dort diese Frucht zu holen, die sie so leicht in Ceylon hätte haben können. Es giebt zwey Species dieser Frucht; die eine ist die Integrifolia, die andere Linné's Incitus. Mr. Knox erwähnt beider. Er nennt die Integrifolia mit dem Ceylonischen Namen Warragah; und die Incisus Pelas. Die Portugiesen nennen die letzte Jaca. Sie wird auch in Sumatra, so wie in einigen Theilen von Tanjore und Carnatic gefunden. Thunberg's Nachricht von dieser Frucht findet sich im 69. Bande der Transactions of the royal Society unter dem allgemeinen Namen Thiadium. Er brachte aus Ceylon einige hundert Sträuche von beiden Species mit, in der Absicht, sie nach Holland zu verpflanzen; verlor sie aber unglücklicherweise zu einem heftigen Sturme, da er nur noch wenige Tage von dem bestimmten Hafen

entfernt war. Die Eingaleſer brauchen die Vellas als Brodt, und in Zeiten des Mangels, ſtatt des Reiſes.

Der Laurus Cinnamomum oder Zimmtbaum, eine Species des Laurus, der an zwanzig Fuß hoch wird, ſcheint mir, trotz der Meinung Mr. Taylor White's, Mr. Combes, (der ſich einige Zeit in Sumatra aufhielt) und ſelbſt Pennant's, der Inſel Ceylon eigen, und eine von der Caſſia ganz verſchiedene Species zu ſeyn. Wäre hier der Ort zur Unterſuchung dieſes Gegenſtandes: ſo könnte ich meine Meinung durch die Autorität Mr. Campbell's, eines Botanikers von großen Talenten, Kützen, der ſich gegenwärtig mit der Unterſuchung des Innern von Sumatra beſchäftigt; eines Mannes von eifrigen und kühnen Forſchungsgeiſte, der ſich nicht damit begnügt, Ruhm in cultivirten Ländern und auf gebahntem Wege zu ſuchen, ſondern die Bequemlichkeiten der Geſellſchaft vergeſſend, die drohendſten Gefahren übernimmt, in unbekannte Länder vordringt, und ſich unter die roheſten Menſchen wagt; — dadurch aber neue Quellen der Belehrung öffnet, den Kreis nützlicher Kenntniſſe erweitert, und das Intereſſe ſeines Vaterlandes befördert.

Der Zimmtbaum wächst wild auf ganz Ceylon, den District von Jaffnapatam ausgenommen. In den Districten von Columbo und Matura haben die Holländer die Rinde durch die Pflege des Baums verbessert. „Der sehr feine Zimmt — sagt Thunberg — ist an folgenden Eigenschaften kennbar. Erstens ist er dünn, und etwas biegsam, ungefähr wie Royal-Papier, aber etwas dicker; zweytens ist er von einer hellen Farbe, die mehr ins Gelbliche fällt, und nur wenig ans Braune gränzt; drittens besitzt er einen sanften Geschmack, den man ohne übles Gefühl erträgt, und ohne Nachgeschmack. Die Rinde wird in den Wäldern jährlich zweymal abgeschält. Die erste Periode heißt die große Ernte und dauert vom April bis zum August; die zweyte ist die kleine, und dauert vom November bis zum Januar. Da übrigens der Zimmt die Hauptwaare der Insel ist, so wird auf dessen Bau vorzügliche Sorgfalt verwendet.

Mit dem Ackerbau in Ceylon scheint es grade so weit gekommen zu seyn, als auf dem benachbarten festen Lande, und die Insel liefert alle dort gewöhnliche Getreidearten, wiewohl nicht in solchem Ueberflusse, als das wohlthätige Clima

und die Fruchtbarkeit des Bodens erwarten lassen; denn selten wird mehr Reis geerndtet, als die Einwohner das Jahr hindurch brauchen. Dieß rührt von dem Mangel an Industrie der Cingalesser her, die, ungeachtet sie in mehrern Rücksichten eben so civilisirt sind, als alle andern hindostanischen Völker, in diesem Falle, bey ihrer isolirten Lage und bey ihrer Lebensart in einem gebirgigen Lande, noch immer den auszeichnenden Charakter eines Hirtenvolks behalten.

Die Thiere der Insel sind, mit den übrigen indianischen, von Mr. Pennant, nach den Beobachtungen und Zeichnungen von Loten, Thunberg, d'Absonville und andern Naturforschern, so ausführlich und gut beschrieben worden, daß es anmaßend und unnöthig seyn würde, eine eigene Beschreibung zu geben. Ich werde mich daher auf die merkwürdigsten einschränken und Mr. Pennant folgen.

Die Race der Elephanten auf Ceylon ist groß und zum Kriege brauchbarer, als die indianischen. Sie werden auf verschiedene Art gefangen und, nachdem sie gezähmt sind, auf den großen jährlichen Markt nach Jaffnapatam gesendet. Die malabarischen und bengalischen Kaufleute

kennen die Menge und die Eigenschaften der Elephanten, die zum Verkauf gebracht werden sollen; zuweilen werden hundert auf einem Markte verkauft. Ein Elephant, der seinen vollen Wuchs, 12 bis 14 Fuß Höhe, hat, wird für 2000 Dollars verkauft.

Der Fang der Elephanten geschieht, nach dem Berichte Thunberg's, der diese Verfahren als Augenzeuge beschreibt, vermittelst einer Falle, die aus starken Cocosbäumen und zwar in der Gestalt eines Triangels verfertigt wird. In dem einen Winkel ist eine Oeffnung, die durch dicht an einander stehende und mit Stricken fest zusammengebundene Pfähle befestigt ist. Diese Oeffnung ist so klein, daß nur ein Elephant auf einmal in dieselbe gehen kann. Wird nun Befehl zu einer Elephanten-Jagd gegeben: so wird eine große Menge Menschen in die Wälder geschickt, die eine gewisse von Elephanten häufig besuchte Strecke umschließen. Hierauf treiben sie dieselben, durch Trommeln, allmählich näher, und verrengen den Kreis. Unterdessen nähert sich der Elephant dem Orte, wo die Falle ist, immer mehr. Endlich werden Fackeln angezündet, um diese ungeheuren Thiere zu schrecken, und so in

die Falke zu nöthigen. Bey dem letzten Fange betrug die Anzahl derselben hundert; ehedem fing man deren manchmal hundert und dreyßig. Nach dem Fang werden sie einzeln aus der Oeffnung gelassen, und sogleich mit starken Stricken an zahme Elephanten gebunden, die sie mit ihrem Rüssel abrichten, bis sie ebenfalls zahm werden, und sich nach Gefallen behandeln lassen. Dieß Zähmen geschieht zuweilen in wenigen Tagen durch Hunger.

Die Pferde dieser Insel stammen von arabischer Zucht, aber Büffel sind so gemein, als auf dem festen Lande; wie auf Sumatra, sind sie die einzigen Thiere, die zur Landwirthschaft gebraucht werden.

Affen schwärmen überall umher, und sind so groß wie auf Sumatra und Java. Der Wanderow (Mormon, Choras), eine von Knox erwähnte Art, mit einem langen weißen Barte, der von einem Ohre zum andern geht, einem schwarzen Gesichte und dunkelgrauen Körper, soll Ceylon eigen seyn. — Wilde Schweine, Bären, Schakals und Tiger sind in den Wäldern häufig.

Die Naia, oder, wie die Portugiesen sie

nennen, die Cabra de cabeso oder Brillen-Schlange, ist sehr gewöhnlich. Die große Schlange Boa, oder Attacandaia (Attaconda), wie die Cingaleser sie nennen, wird hier ebenfalls gefunden; doch ist sie nicht so groß, wie einige Schriftsteller haben behaupten wollen, die sie einem Schifsmaste gleich finden. Sie ist wahrscheinlich dieselbe, die, nach Curtius und Arrian's Bericht, Alexandern, auf seinem Marsche an den Ufern des Indus, in Erstaunen setzte.

Die Insecten Ceylons sind ungewöhnlich groß; man hat achtzöllige Scorpionen, siebenzöllige Asseln, unter den Spinnen die Aranea avicularia (Buschspinne) mit vierzölligen Beinen und dickbehaartem Körper.

Von den Vögeln auf Ceylon will ich bloß den Schneidervogel (Sartoria) erwähnen, der weniger bekannt ist, und sich vor andern auszeichnet. Pennant beschreibt ihn in seiner indischen Zoologie auf folgende Weise: „Hätte die Vorsehung die gefiederten Thiere nicht mit einem besondern Instinkte begabt: so würden die Vögel der heißen Zone ihre Nester eben so sorglos gegen den Schutz ihrer Jungen bauen, als die europäischen; aber hier hängen die kleinern Arten,

die ein gewisses Gefühl der Gefahren, welche sie umringen, und ihrer Schwäche haben, ihre Nester an die äußersten Spitzen der Bäume; sie wissen, daß sie einen Himmelsstrich bewohnen, der voll von Feinden gegen sie und ihre Jungen ist; voll von Schlangen, die sich an den Stämmen der Bäume aufwinden, und Affen, die beständig Raub suchen; aber, vom Himmel belehrt, entgehen sie dem Schleichen der ersten und der Schnelligkeit der letzten. — Die thierische Schöpfung ist in der heißen Zone feindseliger gegen einander, als in andern Himmelsstrichen, und die Vögel sind genöthigt, ungewöhnliche Kunst anzuwenden, ihre Brut gegen ihre Feinde zu schützen. Alle streben nach demselben Ziele auf verschiedenen Wegen. Einige bauen ihre hängenden Nester in Gestalt eines tiefen und offenen Beutels an dem Wipfel; andere, die noch behutsamer sind, bauen in derselben Höhe, verschlossene Nester, die bloß einen Eingang auf dem Boden haben. Die kleine Art aber, die wir hier beschreiben, scheint noch mißtrauischer zu seyn; sie will ihr Nest nicht einmal der Spitze eines leichten Zweiges anvertrauen, sondern legt es, zu noch mehrerer Sicherheit, auf dem Blatte selbst an. Der Schneidervogel wählt

ein todtes Blatt aus, und näht es an ein lebendiges; seinen feinen Schnabel braucht er dabey als Nadel, und einige feine Fibern zum Zwirne; mit Federn und Sammetweben wird es ausgefüttert. Seine Eyer sind klein; die Farbe des Vogels ist hellgelb; seine Länge beträgt drey Zoll; sein Gewicht nur drey Sechszehntheil einer Unze; so daß die Materialien des Nestes und dessen Größe nicht leicht eine Wohnung, die an einer so leichten Haltung hängt, abreißen." — Die übrigen Vögel der Insel, die auch in Hindostan bekannt sind, hat Pennant eben so genau beschrieben.

Unter den Fischen von Ceylon findet man keine der Insel eigenthümliche; sie sind dieselben, die man an den Küsten von Malabar und Coromandel und auf den Inseln des indischen Archipelags findet.

Nach dieser flüchtigen Uebersicht der Naturgeschichte Ceylons will ich nun einen Abriß des Charakters, der Sitten, der Religion und der Regierung der Bewohner dieser Insel geben.

Die ursprünglichen Einwohner von Ceylon bestehen aus zwey Volks-Classen, den Cingalesern und Waddahs. Die Cingalesen scheinen, Sprache

che, Schrift und alten Denkmälern zufolge, schon sehr früh als ein Stamm von Hindostanern, in allen Künsten des bürgerlichen Lebens fast eben so unterrichtet gewesen zu seyn, als die Nationen des benachbarten festen Landes. Dagegen sind die Waddahs ein Volk, das noch in der rohesten Periode der Gesellschaft steht; sie leben in Wäldern oder in Berghöhlen; — Jagen ist ihre einzige Beschäftigung, und ihre einzige Sorge, sich Nahrung für den gegenwärtigen Tag zu verschaffen. Ob die Cingalesen und Waddahs ursprünglich ein Volk waren, und sich bloß durch die besondern Charakterzüge unterschieden, welche die Bewohner ebener Gegenden von benachbarten Gebirgsbewohnern in allen Theilen der Welt auszeichnen, ist eine Frage, deren Entscheidung, wäre sie auch möglich, nicht eben sehr wesentlich seyn würde. Eben so fruchtlos und unnöthig würde die Untersuchung seyn: ob die ersten Einwohner dieser Insel Eingeborne, oder Ansiedler von den Küsten von Coromandel und Malabar sind. Es wird hinlänglich seyn zu bemerken, daß, wenn Ceylon, nach einer sehr natürlichen Voraussetzung, vom festen Lande aus bevölkert wurde, die Wirksamkeit einer physischen Ursache, ohne

Hülfe irgend einer moralischen, *) in einer langen Reihe von Zeitaltern einen ausgedehntern und auffallendern Unterschied zwischen diesem Volke und der Race, von der es abstammen soll, hervorgebracht hat, als man sonst irgendwo in der Geschichte der Menschheit findet.

Die Waddahs reden einen Dialect der Cingaleser Sprache, und ein Theil derselben erkennt die Autorität des Königs von Candy an. Bey Hourly, dem entferntesten und gebirgigsten Theile der Länder des Königs, sind die benachbarten Waddahs-Familien mit den Grundsätzen des Tauschhandels nicht unbekannt. Sie tauschen bey den Cingalesern Elephantenzähne und Wildpret gegen Pfeile, Tuch u. s. w. aus. Zwey Drittheile aber haben gar keine Gemeinschaft mit den Cingalesern, und die äußerste Abneigung gegen Fremde. Sie sind sehr stark und muthig; — ihren Anlagen nach entschlossen und unbiegsam, jähzornig und verrätherisch; in ihrem Betragen äußern sie eine Artigkeit, die kaum mit dem Charakter eines rohen Volkes und noch weniger mit ihren

*) Denn die Grundsätze und viele Formen ihrer Religion Gesetze und Regierung sind dieselben, die man bey andern Hindus-Nationen findet.

übrigen Eigenschaften vereinbar ist. Aber bey einer fast thierischen Unbekanntschaft mit allen menschlichen Kenntnissen, rechtfertigen sie doch ihren Charakter und erhalten die Würde ihres Geschlechts durch den Glauben an Gott, und durch eine strenge Beobachtung eines feyerlichen Gottesdienstes, so sehr dieser auch durch Abgötterey verunstaltet ist, und durch abergläubische Opfer befleckt wird.

An einigen Orten haben sie Tempel gebaut; gröstentheils verrichten sie aber den Gottesdienst an einem von Bambusrohre erbauten Altare, unter dem Schatten eines Banianbaums. Ihre Religionslehre scheint aus einigen unbestimmten Begriffen von den Fundamental-Grundsätzen des bramanischen Glaubens zu bestehen. Sie bekennen einen Gott, der vor vielen Millionen Jahren vom Himmel herabgestiegen sey, sie von den Pflichten des Lebens zu belehren. Bey allen ihren Festen bringen sie ihm Opfer, und durch seine Gnade hoffen sie die ewige Seligkeit, so wie sie von seiner Feindschaft ewige Strafen fürchten. Die Waddahs leben in Familien, oder kleinen Stämmen, deren jeder von einem Haupte regiert wird, das sie aus den stärksten und ge-

schicktesten ihrer Jäger wählen. Eine Menge Wild erschlagen zu haben, ist das höchste Lob eines jungen Waddahs, und gewinnt ihm nicht nur den Beyfall der Männer, sondern empfiehlt ihn auch der Gunst der Weiber. Verlangt ein Jüngling ein Mädchen zur Ehe von ihren Eltern: so fodert man von ihm, daß er anführen soll, welches Glück er auf der Jagd gemacht hat; und erlangt er ihre Einstimmung: so wird die Mitgabe ihrer Tochter in Jagdhunden abgetragen, deren Zahl der von ihm erlegten Thiere gleich kommt. Im diesem Zustande leben, in den Gebirgen von Ceylon, mehrere tausend Menschen, unter welchen doch jener, der menschlichen Natur eingepflanzte, religiöse Geist oder der Glaube an eine waltende Vorsehung besteht, ohne ihnen den Wunsch eingeflößt zu haben, ihren Zustand zu verbessern, der die Haupttriebfeder der Civilisation und der Vervollkommnung ausmacht. Durch ihre Lage und Armuth in ihrer Unabhängigkeit gesichert, und durch ihre Wälder mit allen Bedürfnissen des Lebens versorgt, welche das Clima erfodert, sehen sie von ihren schroffen Abhängen mit der kältesten Gleichgültigkeit auf die bebauten Thäler ihrer Nachbaren herab. Die Kleidung

und der reiche Putz, die bequemen Wohnungen und der Luxus der Cingaleser erregen keine Bewunderung, keine Nachahmungssucht, nicht einmal den geringsten Neid, in dem gefühllosen Busen des nackten und wohnungslosen Waddahs — in dessen harten Sinn keine Liebe zur Industrie Wurzel faßt, keine Nacheiferung erwacht, nur gröbere Leidenschaften aufkeimen. So zeigt also diese außerordentliche Menschenrace das Phänomen eines Volkes, das, bey einer vernünftigen, ihren Grundsätzen nach wohlwollenden und milden, Religion seit einer Reihe von Zeitaltern in dem Zustande eines stillstehenden Barbarismus lebt, ungeachtet es Künste und Civilisation beständig vor Augen hat.

Die Cingaleser, oder Unterthanen des Königs von Candy, sind vielleicht sowohl ihrem Wuchse, als ihrer Physiognomie nach, die schönsten Menschen der ganzen hindostanischen Race. In ihrer Gesichtsfarbe gleichen sie zwar den Hindus von Bahar, ihre Gesichtszüge haben aber die Schärfe der französischen und kündigen auch französischen Verstand an. Die Mannspersonen sind fünf Fuß 6 bis 10 Zoll; die Weiber ungefähr fünf Fuß hoch. Die Männer sind, wenn gleich nicht

vollkommen schlank, oder in ihren Gliedern wohl proportionirt, doch sehr behend, thätig und muthig; die Weiber, wenn gleich nicht schön, doch sehr fein gebaut und anmuthsvoll. Die Männer tragen ein mußelines Tuch um die Lenden, wie die Hindostaner in Bengalen; nebst einem Jäckchen, das am Handgelenke zugeknöpft wird, und sich über den Schultern als ein Hemde schließt; auf dem Kopfe tragen sie eine rothe Mütze mit Ohrenläppchen; ein schönes kurzes Weidemesser ist immer in ihrer Hand; und an der rechten Seite hängt ein beträchtlich langer Säbel. Die Kleidung der Weiber besteht aus einer Weste von weißen Calico, mit blauen und und rothen Blumen eingefaßt und sehr schön gearbeitet; darüber wird lose ein weißes mußelines Tuch geworfen, dessen Feinheit und Länge dem Stande des Frauenzimmers angemessen ist; um den Kopf wird ein Stück Seide von heller Farbe gewunden, das groß genug ist, das zierlich aufgeschlagene Haar zu bedecken; Ohren, Hals, Arme und Fußgelenke sind mit Juwelen geziert.

Die Männer haben ein ernstes und würdevolles Ansehen, sind aber in ihrem Betragen

höflich und artig; schneller Blick und Scharfsinn setzt sie in den Stand, in öffentlichen Angelegenheiten entschlossen und verständig zu handeln; feines Gefühl, Mäßigung und Klugheit im gemeinen Leben, nebst einer fruchtbaren und lebhaften Einbildungskraft, macht sie witzig, geschmeidig und beredt. Gelassen aber fest, sind sie eben so schwer zu reizen, als zu versöhnen. Träge von Natur, sind sie der Arbeit abgeneigt; bey schwachen Leidenschaften sind sie wenig empfänglich für die Feinheiten und Entzückungen der Liebe, oder für die Sympathie und den Enthusiasmus der Freundschaft; aber bey dieser Mäßigung ihrer Begierden sind sie auch gleichmüthig, anspruchslos und artig. — Eigennützig in ihren Grundsätzen des Handels werden sie oft vom Geize zur Verletzung ihrer Versprechungen angetrieben; aber mit Ehrfurcht für eine Religion erfüllt, welche die erhabensten Gefühle der Menschheit einschärft, und mit dem ganzen Systeme ihrer Rechte und Politik verwebt ist, sind sie unveränderlich fest in der Beobachtung ihrer gottesdienstlichen Pflichten, eifrig in ihrer Liebe zum Vaterlande und gleichstimmig in ihrem Wohlwollen gegen die Menschen.

Die Eingeleserinnen contrastiren mit allen an-

dern orientalischen Nationen in einigen der hervorstechendsten und ausgezeichnetsten Charakterzüge. Statt der trägen Apathie, der nichts sagenden Höflichkeit und des finstern Ernstes, die das weibliche Geschlecht in Asien, in allen Perioden ihrer Geschichte, charakterisiren; besitzen sie auf dieser Insel viel von jener thätigen Empfindsamkeit, sinnehmenden Verschmitztheit und liebenswürdigen Frohsinn, wodurch sich die Weiber des neuen Europa zu ihrer Ehre auszeichnen. Die Einzigen leserinnen sind nicht bloß die Sklavinnen und Frauen, sondern auch die Gesellschafterinnen und Freundinnen ihrer Ehemänner; denn ungeachtet die Männer durch das Gesetz autorisirt sind, ihre Weiber und Töchter in tyrannischer Unterwürfigkeit zu halten: so wird doch die Härte ihrer häuslichen Politik durch die geselligen und freundschaftlichen Anlagen des weiblichen Geschlechts gemildert. Und da Vielweiberey *) unter den Ein-

*) „In Ceylon — sagt Knox — hat jeder Mann, selbst der größte, nur ein Weib; aber ein Weib hat oft zwey Ehemänner; denn es ist bey ihnen gesetzmäßig und gewöhnlich, daß zwey Brüder gemeinschaftlich mit einem Weibe wirthschaften, und die Kinder beyde Väter nennen." — Auch ist die Vielweiberey, und zwar in ausgedehnterem Sinne und allgemeiner in Bootan und Tibet gewöhnlich; wo ein Weib

galesern unbekannt, und Ehescheidung erlaubt ist: so haben die Männer nichts von jener hergebrachten Eifersucht, die den wollüstigen und unmänlichen Despotismus veranlaßt hat, der bey den aufgeklärtesten Nationen Asiens über das schwächere Geschlecht ausgeübt und durch die verschiedenen Religionen dieses Erdtheils genehmigt wird. Die Cingalesen sperren weder ihre Weiber ein, noch legen sie ihnen erniedrigenden Zwang an. „Die größten Damen im Lande — sagt Knox —

oft mit allen Mannspersonen einer zahlreichen Familie wirthschaftet, ohne Eifersucht unter ihnen zu erregen. Außer den Cingalesen aber giebt es in Asien kein Volk weiter, das nicht, in höherm oder geringerm Grade, die Vielweiberey ausübte. Sie ist vermöge der Religion und der Gesetze des Brahma erlaubt, ungeachtet sie zu allen Zeiten weniger gewöhnlich unter den Hindus war, als bey jedem andern Volke auf dem festen Lande Asiens. Vielmännerey aber ist geradezu einem Hauptgrundsatze des hindostanischen Eherechts entgegen, das nicht nur ausdrücklich den Weibern verbietet, zweymal zu heirathen, sondern ihnen auch empfiehlt, sich mit ihren verstorbenen Ehemännern zu verbrennen; ein Opfer, das, so wie einige andere Gebräuche und Ceremonieen der brahmanischen Religion von den Cingalesen nicht beobachtet wird, welche diese Gewohnheit als mit der Menschlichkeit streitend verwerfen, und diese Lehre von ihrem Gotte Buddhà erfahren zu haben behaupten, der vom Himmel herabgestiegen sey, die Lehren der Vedas zu verbessern und zu reinigen.

sprechen mit Jedem nach Belieben, auch wenn ihre Männer gegenwärtig sind."

Die Häuser der Cingaleser Bauern gleichen den Hütten der Ryots in Bengalen. Sie werden entweder von Thon oder Rohr gebauet, und mit einem, in den Wäldern wachsenden, langen, zankigen Grase gedeckt. Vor denselben ist ein ungefähr sechs Fuß großer Platz, auf dem sie, der Landessitte in Asien zufolge, Abends und Morgens gewöhnlich auf Matten oder Polstern sitzen. Ihr Hausgeräthe besteht aus einigen irrdenen Töpfen, die in der Mitte ihrer Häuser hängen, aus vier bis fünf Stühlen, einigen ehernen Becken, in denen ihre Lebensmittel liegen, einigen Matten und groben Bettdecken, einigen Küchengeschirren und Ackerbaugeräthe. Die Häuser der Priester, Staats-Minister, Generale und anderer großen Männer werden von Bruchsteinen gebaut. Sie sind, ungeachtet selten über ein Stockwerk hoch, bequem, und die Hauptzimmer zuweilen prächtig. Ihre Städte enthalten nicht viel mehr als vierzig bis funfzig Häuser. Die Stadt Candy ist niedlich gebaut, und weit reinlicher, als die indianischen Städte gewöhnlich sind. (Der Pallast des Königs ist in Bond's

Nachricht von seiner Gesandtschaftsreise näher beschrieben.)

In Rücksicht ihrer Personen und Häuser sind die Cingaleser äußerst reinlich; und bey der Zubereitung ihrer Speisen ängstlich behutsam. Ihr Haupt-Nahrungsmittel ist Reis, worunter sie Fische, Federvieh, Schöps- oder Ziegen-Fleisch mischen; Kuh-Fleisch würden sie, gleich allen andern Hindus, nicht essen, wenn sie auch Hungers sterben sollten. Das einzige, unter ihnen bekannte, geistige Getränke ist Arrack; ihre Religion verbietet ihnen aber, sich aller starken Getränke zu enthalten, und ihre Begierden reizen sie selten, dieß Gebot zu übertreten.

Die Weiber sind vortreffliche Haushälterinnen; sparsam ohne karg, und gastfreundschaftlich ohne verschwendrisch zu seyn. Sich durch Sparsamkeit und Gastfreyheit bekannt zu machen, ist ihr höchster Ehrgeiz, und es wird unter die Pflichten der Mutter gerechnet, diese Tugenden ihren Kindern einzuprägen. Daher vereinigen die Cingaleser die Wohlthätigkeit eines einfachlebenden Volkes mit der Klugheit und Vorsichtigkeit, welche die Folgen der Cultur und Verfeinerung sind. Aber viele ihrer Gewohnheiten sind auch barbarisch und

plump. Fast ist es uns mit unserer Bewunderung der großmüthigen Gefühle, die ihnen verbieten, die Weiber in sklavischer Zurückgezogenheit und Unterwürfigkeit zu halten, und dem weiblichen Geschlechte erlauben, sich in seiner natürlichen Sphäre zu bewegen, wenn wir hören, daß die Tugend der weiblichen Keuschheit bey ihnen für keinen Grundsatz der Ehre gehalten wird. Nach Mr. Knox'ens Berichte ist es bey ihnen eine herrgebrachte Gewohnheit, ihren Weibern und Töchtern zu erlauben, sich nach Belieben zu Männern zu legen; wenn diese nur von derselben Caste sind, so finden sie darin nichts Unanständiges; auch halten es die Männer für nichts Wichtiges, ob ihre Weiber bey der ersten Verheirathung Jungfern sind oder nicht. Diese Gewohnheiten und Gesinnungen sind den gleichförmig und seit undenklichen Zeiten beobachteten Gebräuchen aller andern asiatischen Nationen und den festen Maximen der Hindu-Gesetze, nach welchen die zweifelhafte Jungferschaft der Braut die unerläßliche und unveränderliche Präliminarbedingung aller Heirathsverträge seyn soll, so grade zu entgegen, und für die moralische Ordnung und die Anständigkeit, die zum Wohle der civilisirten Gesell-

schaft wesentlich sind, so verderblich, daß man beynahe glauben möchte, daß Mr. Knox hier etwas übertrieben habe. So viel muß man indessen, nach den bereits angeführten Thatsachen und zur Folge des Umstandes, daß hier keine öffentliche Beyschläferinnen gesetzlich geduldet werden, einräumen, daß die weibliche Schwachheit unzähligen Gefahren ausgesetzt sey, und daß daher die Sitten der Weiber, wenn sie nicht jenes hohe Ehrgefühl haben, das ihr natürlicher Wächter ist, ihrer scheinbaren Bescheidenheit ungeachtet, nothwendig äußerst locker seyn müssen. Mr. Knox giebt eine sehr genaue Beschreibung von ihren Ausschweifungen, die, wäre sie auch weniger ekelhaft, doch zu plump ist, um hier angeführt zu werden.

Die Cingaleser heirathen erst in den Jahren der Mannbarkeit; demungeachtet wird das Band der Ehe, der orientalischen Sitte zufolge, von den dabey interessirten Theilen weder vorgeschlagen noch genehmigt, sondern von den Eltern, die oft, ohne die vorläufige Einwilligung des jungen Paares, den Vertrag beschließen, und selbst den Hochzeittag bestimmen. Ihre ersteren Heirathen sind demnach mehr Bande gegenseitiger Conveni-

zug, als der Liebe; da sie aber nach Gefallen wieder aufgelöset werden können: so führen sie den Keim der Zerstörung mit sich, und sind, ihren Folgen nach, sehr schädlich. Eine zweite Heirath wird daher bald, nach gegenseitiger Wahl, geschlossen, die; trotz allem dem, was oben von den Weibern gesagt wurde, oft mit dauerhaftem Glücke verbunden ist.

Das Religionssystem der Cingaleser ist, seinen ersten Grundsätzen nach, beynahe einerley mit dem Systeme von China und Japan, Tibet und Bootan, Siam und den verschiednen Staaten von Pegu oder des Burmahalischen Reichs. Der allgemeine Grundsatz der Religion dieser Länder ist ein fester Glaube an einen höchsten Gott und dessen besondere Vorsehung. Ihre großen Gesetzgeber und Philosophen haben die Wahrheit dieses Grundsatzes aus der Vollkommenheit der himmlischen Körper und der wundervollen Ordnung der Natur in ihrem ganzen Bau der sichtbaren Welt bewiesen. In dieser allgemeinen Wahrheit stimmen sie mit den Brahmanen überein, auf deren Lehren ohne Zweifel die Religion der Cingaleser gegründet ist, so wie aus ihren religiösen Meinungen und Gebräuchen die verschiedenen, in den

obgedachten Ländern herrschenden, Systeme von Aberglauben ursprünglich herzuleiten sind. „Der Buddha der Hindus — sagt Sir W. Jones (im 2. B. der Asiatic Researches S. 376.) ist unstreitig der Foe China's; auch läßt sich nicht zweifeln, daß er der Wodan oder Odin Skandinaviens sey." Den Puranas zufolge war Buddha der Vorfahr jenes militärischen Stammes, den die Hindostaner die Kinder des Mondes oder die Schutzengel des Planeten Merkur nennen. Er soll das Kind der Nymphe Rohini von Soma oder dem Monde seyn, und die Ila geheirathet haben, deren Vater bey einer allgemeinen Ueberschwemmung durch eine wunderbare Arche gerettet wurde. Dieser Buddha wird in den Gedichten des Jayadeva als der große Reformator der Vedas gepriesen, und soll vor ungefähr 2700 Jahren gelebt haben. Seine Religion kam im ersten Jahrhundert der christlichen Zeitrechnung nach China; zu welcher Zeit aber und wie die Eingebornen von Ceylon sie erhielten, hat sich bisher durch die sorgsamsten Nachforschungen nicht herausbringen lassen.

Nach der Meinung der Cingaleser ist Buddha, mit den Eigenschaften einer allweisen und

wohlthätigen Gottheit begabt, vom Himmel herabgestiegen, ihre Mängel und Irrthümer zu verbessern, ihre Seelen zu reinigen, und auf einen künftigen Zustand ewiger Seligkeit vorzubereiten. Sie beten ihn daher als den großen Urheber ihrer Religion und den Erlöser ihres Geschlechts an, durch dessen Gnade sie allein die Rache der übelthätigen Gottheiten, welche die höllischen Regionen bewohnen, abzuwenden hoffen, oder von dem höchsten Schöpfer und Regierer des Universums Gnade und Seligkeit erwarten können. Sie glauben an eine Seelenwanderung, und dehnen sie sogar auf die unbelebte Schöpfung aus; ihrer Meinung nach durchströmt der göttliche Geist die Natur in ihrem ganzen Umfange und belebt alle empfindende Wesen.

Der Gottesdienst der Cingaleser ist einfacher, als bey den Anhängern des Brahma, ungeachtet sie einander in allen ihren wesentlichen Theilen gleichen. Vielgötterey ist die Grundlage von beiden; aber die Cingaleser beten, vergleichungsweise, nur wenige Götter an, ungeachtet sie in der hindostanischen Religion unter verschiedenen Namen gefunden werden. Die Cingaleser verehren die Bilder nur als Symbole ihrer he-

sonderen Gottheiten; gleich allen andern hindostanischen Stämmen haben sie kein Idol von dem höchsten Gotte. Ihm bringen sie ihre Gebete und Danksagungen vor dem Bilde Buddhas in ihren Pagoden dar, wo diese religiösen Ceremonien, bey besondern Gelegenheiten, von den Tirinanzes oder der höchsten Classe der geistlichen Orden, größtentheils aber von den Gounis oder der geringsten Classe von Priestern, verrichtet werden. Ehe sie ihre Andachtsübungen beginnen, verrichten sie ihre Abwaschungen in den zu jeder Pagode gehörigen Teichen, die entweder vor dem Gebäude oder im Mittelpunkte desselben liegen, ihrer Meinung nach, mit geweihtem Wasser gefüllt, und daher zum Gottesdienste bestimmt sind.

Wie die Brahmanen den Ganges verehren: so verehren die Cingaleser den Mavelagonga als einen geheiligten Strom, der die schwärzesten Verbrechen abwaschen könne. Für die Sonne äussern sie die andächtigste Verehrung, noch mehr aber für den Mond, wegen der obgedachten Fabel von der Geburt Buddha's. Auch opfern sie dem Monde bey ihren zweyjährlichen Festen, die, in Rücksicht der Zeit so wie mehrerer Ceremonien, mit den großen Hindu-Festen im Fundus und

November sehr nahe übereinstimmen. Aber außer diesen beiden feyerlichen Festen haben die Cingaleser noch ein anderes, im März, das prächtiger, als beide, und das Jahrsfest der Himmelfahrt Büddha's ist.

Nach Mr. Knox'ens Darstellung sind die Cingaleser in der Ausübung ihrer Religions-Pflichten nicht sehr eifrig, und haben für keinen Gott weiter Ehrerbietung, als für Buddha; ja er führt einige Fälle an, da er sie sogar ihre niedern Gottheiten lästern und über den Aberglauben ihrer Religion lachen sah. Es ist indessen gewiß, daß sie, wenn gleich weniger eifrig, doch nicht weniger regelmäßig, als die Hindus sind; und daß, wenn sie ihre Götter lächerlich machen, ihr affectirter, profaner, Spott ungleich abergläubischer ist, als die ernste und aufrichtige Bigotterie der Hindus. Unter allen wilden Völkern ist es ein gewöhnlicher Gebrauch, ihrer Götter zu spotten und ihre Idole zu schänden, wenn ihre eifrige Anbetung nicht die Besorgnisse, die sie dazu bewogen, beruhigt, oder die Hoffnungen, die ewig in des Menschen Brust entstehen, befriedigt hat. Die ruchlosen Abgeschmacktheiten der Cingaleser sind daher nichts weiter als ein Fest jener

Barbarey, welche die Lehren Buddhaks zu vernichten bestimmt waren.

Einige Zeit vorher, ehe der König von Candy Mr. Knoxen verhaften ließ, war ein Mann von beträchtlichen Talenten und unerschütterlichem Muthe unter den Cingalesern erschienen, der sich den Propheten des neuen Gottes nannte, und mit göttlicher Kraft begabt zu seyn behauptete. Er hatte, wie man sagte, bereits einige Proselyten gemacht; endlich aber ließ ihn der König, mehr aus Furcht vor seinem bürgerlichen Ehrgeize, als vor seinem geistlichen Einflusse, hinrichten. Seine Anhänger waren ohne Zweifel aus der Caste der Parias; denn schwerlich dürfte das religiöse System eines schnell emporgekommenen Propheten einen dauernden Eindruck auf die Bekenner Buddhas gemacht haben.

Die bürgerliche Regierung der Cingalesen ist rein monarchisch und despotisch. Ungeachtet aber ihre Könige mit unumschränkter Autorität über das Leben und das Eigenthum des Volkes herrschen: so haben sie sich doch, da ihre Leidenschaften durch die kräftigen Gebote und die weisen Einschränkungen einer milden aber Ehrfurcht gebietenden Religion gezügelt werden, selten

der Tyrannei schuldig gemacht, zu welcher eine so unumschränkte Regierung, ihrer Natur nach, führt. Zu Mr. Knox'ens Zeiten war der Thron von Candy von einem Usurpator besetzt, der ein blutdürstiger Tyrann war. Wahrscheinlich war er aber, gleich allen anderen Usurpatoren, genöthigt, seine Macht durch die Fortdauer der Gewaltthätigkeit, Bedrückung und Ungerechtigkeit zu erhalten, durch die er sie erlangt hatte; wäre er ein rechtmäßiger Oberherr gewesen: so würde er, gleich andern Königen von Ceylon, über die Herzen seiner Unterthanen und den Gehorsam ihres Glaubens gemäß geherrscht haben. — Die Könige von Candy kleiden sich, ohne so prächtig, als alle andere asiatische Fürsten, zeichnen sich aber durch eine Krone aus, die mit Diamanten und Perlen und mit einem Federbusche besetzt ist, der zu gleich ihre Zierde und ihren Stolz, ausmacht, und den, ihrer Meinung nach, kein andrer Monarch zu tragen berechtigt ist.

Die Beherrscher von Candy bekennen, ihrer Religion nach, an den reinen Lehren Buddhas nichts ändern, sondern müssen, ihnen gemäß, ihr Volk regieren; und wenn sie auch zuweilen über-

Regeln übertreten: so verletzen sie doch ihre Grundsätze nicht muthwillig und öffentlich.

Die Verwaltung der Gerechtigkeit liegt den Adigars oder Provinz-Gouverneuren ob, die, an bürgerlicher Autorität, zunächst dem Könige stehen, ihre Aemter aber nur durch seinen Willen haben, und, wenn sie sich irgend eines Verbrechens oder einer Bedrückung schuldig machen, dem Gesetze unterworfen sind, und gleich allen andern Hauptverbrechern vor dem Könige in Person gerichtet werden, der das Todesurtheil über sie fällt und sie sogleich in seiner Gegenwart hinrichten läßt.

Zunächst dem Könige, in Rücksicht des militärischen Ranges, dem bürgerlichen Range nach aber zunächst den Adigars, stehen die Dissavaus oder Generale, welche Districte regieren; und unter diesen die Roteraus und Vindanees, welche Detachements der königlichen Armee befehligen, und in der That die Provinzen und Districte beherrschen, da die Adigars und Dissavaus immer am Hofe residiren; ihre Hauptpflicht besteht aber darin, auf die regelmäßige Erhebung der Auflagen zu sehen und die gebührende Ordnung aufrecht zu erhalten. Alle diese Beamten werden von dem

Könige eingesetzt; die Ernennung der niedern Beamten aber, in den verschiednen Departements, bleibt der eigenen Wahl dieser hohen Beamten überlassen.

In jedem Dorfe ist ein niederer Gerichtshof, um kleine Streitigkeiten zu schlichten, und leichte Vergehungen zu bestrafen. Von diesen Gerichten wird an die Districts-Gouverneure und von diesen wiederum an die Adigars als Oberrichter des Reichs appellirt.

Die Cingaleser theilen sich, den Vorschriften ihrer Gesetze gemäß, in vier verschiedene Classen, die in allen Rücksichten mit den hindostanischen ziemlich übereinkommen. Die erste sind die Tirnaures oder Priester-Classe; die zweite die Hindrews oder militärische Classe, zu welcher der König und alle große Staatsbeamten gehören; die dritte besteht aus den niederern Hindrews, oder Kaufleuten und Handwerkern; die vierte ist die Padbahs oder dienstbare Classe, wozu die Ackersleute und Handlanger gerechnet werden. *) Diese

*) Ackersleute gehören, nach der brahmanischen Eintheilung der Gesellschaft, zu den Bhyse oder der dritten Classe der Hindus; „die natürliche Pflicht der Bhyse ist, wie der

vier Stämme verheirathen sich nie unter einander, und werden, nach ihren Gewerben, in verschiedene Secten getheilt; den Tirinanzes erzeugen sie aber alle eine gleiche Ehrerbietung.

Die Tirinanzes sind im Grunde die Brahmanen der Cingaleser; sie sind mit derselben Heiligkeit begabt, besitzen dieselben Vorrechte, genießen dieselbe Verehrung, zeigen dieselbe unbiegsame Standhaftigkeit und unerschütterliche Tugend, durch welche jene außerordentliche und ansehnliche Menschenrace sich auszeichnet.

Diese künstliche Ungleichheit in der Gesellschaft, welche die geometrische Eintheilung des Volks in besondere Stämme nöthig gemacht hat, wird von der Politik der Cingaleser eben so weit getrieben, als die Vorschriften der Hindu-Gesetze es verordnen. Jede Classe hat ihre besondern Vorrechte und ihre eigenen Gesetze. Ungleiche Gesetze sind in der That die drückendsten Fesseln, in welche der Despotismus ein Volk schmieden kann;

Wagnatgeetad sagt, das Land zu bauen, das Vieh zu weiden, zu kaufen und zu verkaufen" — Sonderbar, daß ein Volk, wie die Cingaleser, die wenige Manufacturen und einen geringen Handel haben, die Kaufleute und Handwerker über die Bauern setzen.

und müssen, besonders Engländern, eine unerträgliche Beschwerde scheinen; indessen leben viele Millionen Menschen der östlichen Welt, die nicht den Einfluß jener hohen Leidenschaften fühlen, welche das Große unserer sterblichen Natur reizen, veredeln und erhöhen, nach ihrem Maaßstabe von Glückseligkeit, wenigstens zufrieden unter denselben.

Die Singaleser haben einen Codex geschriebener Gesetze, den Buddha verfaßt haben soll, den der König selbst verwahrt und nur seine Adigars oder Oberrichter lesen läßt. Die gemeinen Gerichtshöfe haben nicht den Vortheil, diesen Codex zu kennen, und müssen sich, bey ihrem Verfahren, bloß nach Gewohnheiten richten. Von diesen kann ich hier bloß einige Hauptgrundsätze anführen, da eine umständliche Nachricht einen Band füllen würde.

Diese alten Gewohnheiten oder Regeln des Verfahrens in bürgerlichen Sachen sind zwar in manchen wesentlichen Punkten sehr mangelhaft, sichern aber jedem Individuum seine Person und sein Eigenthum. Indessen hat jeder Stamm vor dem andern besondere Rechte und Vortheile voraus. Der König ist der Eigenthümer alle

Oberlehnsherr von allem Grund und Boden in seinem Gebiete. Alles Landeigenthum wird folglich als königliches Lehn getragen. Die Landgüter der Cingaleser gleichen demnach, so wie bey allen andern Hindu-Nationen, denen, welche das Feudalsystem in Europa einführten. In ihrem Erbschaftsrechte ist das Recht der Erstgeburt anerkannt, aber nicht vorgeschrieben, so daß der Vater einer zahlreichen Familie, ungeachtet er selbst nur den lebenslänglichen Nießbrauch seines Gutes hat, es unter seine Kinder theilen kann. Da aber das Lehn keine Veräußerung des Eigenthums erlaubt; so bleibt es auf immer bey der Familie. Erhält blos der älteste Sohn das Gut: so muß dieser die Mutter und die Schwester unterstützen, bis letztere für sich selbst zu sorgen im Stande sind.

Von den Eherechten der Cingaleser, die von den neuen bey andern asiatischen Nationen so sehr abweichen, habe ich bereits Nachricht gegeben. Ich muß indessen noch beyfügen, daß Niemand eine Geschiedene heirathen darf, deren nicht ihr Mann sich wiederum verehlicht hat.

Was die Civil-Justiz betrifft: so werden alle Angelegenheiten regelmäßig nach folgenden

Grundsätzen entschieden: „Da alle Menschen mit einander in Friede und Freundschaft leben sollen; so soll es keinem Individuum, so hoch auch seine Kaste oder sein Stand in der Gesellschaft ist, erlaubt seyn, in die Rechte eines andern, und wäre er auch aus der untersten Kaste, Eingriffe zu thun; da aber die Eintheilung des Volks in Klassen zu dessen Wohle wesentlich ist; so sollen die Beleidigungen nicht nach ihrer Strafbarkeit, oder ihren verderblichen Folgen, sondern nach dem Range und dem Stande des Beleidigenden geschätzt werden." — Es fällt in die Augen, daß ein Prozeß nach einem so irrigen Grundsatze sein seinen Zweck verfehlen müsse, so viele Sorgfalt man auch anwenden möge, die Beweise zu untersuchen und die Facta festzustellen. Die Gerechtigkeit muß daher, statt die gebührende Ordnung in der Gesellschaft dadurch zu erhalten, daß sie die gedrückte Unschuld schützt und das begangene Unrecht straft, nur zu oft in die Nothwendigkeit gesetzt werden, den gröbsten Betrug mit einer kleinen Strafe entkommen und die beleidigte Tugend vergebens Hülfe suchen zu lassen. Aber die friedlichen Neigungen einer milden und gesittigten Nation verbessern die Irrthümer ihrer

Gerechtigkeitspflege. Streitigkeiten und Zwiste sind unter den Cingalesern sehr selten; und wenn sie statt finden: so melden sie sich selten bey den Gerichtshöfen zu einem förmlichen Processe, sondern bitten um Erlaubniß, ihre Streitigkeiten durch einen Schwur in Oel abzuthun. Bekanntlich wurde das Purrekeh oder Gottesurthel in allen Theilen Indiens von den ältesten Zeiten her gebraucht, und seine Untrüglichkeit in dem Beweise von Recht oder Unrecht wird noch allgemein geglaubt. Es giebt mehrere Arten desselben. Die gebräuchlichste bey den Cingalesern beschreibt Mr. Knox auf folgende Weise: „Wichtige Sachen dürfen sie durch Schwören in heißes Oel entscheiden. Wenn sie schwören sollen: so erhält jeder Theil einen eigenhändigen Erlaubnißschein von dem Districts-Gouverneur. Dann waschen sie, einer religiösen Ceremonie zufolge, Kopf und Körper, werden die Nacht über als Gefangene in einem Hause bewacht und um die rechte Hand mit einem Tuche verbunden, das versiegelt wird, damit sie nicht etwa einen Zauber brauchen, ihre Finger zu verhärten. Am nächsten Morgen werden sie aus ihrem Gefängnisse gebracht, legen reine Kleider an und reinigen sich, weil sie jetzt vor Gott

zu kommen glauben. Dann binden sie sich um ihre Handgelenke das Blatt, worauf des Gouverneurs Erlaubniß geschrieben ist, treten unter einen Bogahah oder Gottesbaum (einen Banyan-Baum) und alle Beamten des Distrikts nebst einer großen Menge Volks versammeln sich um sie her. Hierauf werden Cocosnüsse gebracht, und vor den Augen des Volks Oel aus ihnen gezogen, damit Jedermann sehe, daß kein Betrug vorgehe. Auch haben sie nahe dabey eine Wanne mit Kuhmist und siedendem Wasser; sobald das Oel und der Kuhmist kocht und durchaus heiß ist, nehmen sie ein junges Blatt von einem Cocosnuß-Baume, und tauchen es in das Oel, so daß alle sehen, daß es heiß ist. Denn es sprüht und kräuselt sich, und rauscht, als wenn man Wasser in siedendes Oel gießt. Eben so machen sie es mit dem Kuhmiste. Ist alles vorbereitet: so treten die beiden Männer herzu. Jeder stellt sich auf eine Seite des siedenden Oels, und dann sagt der eine: „der Gott des Himmels und der Erde ist Zeuge, daß ich nicht schuldig bin, dessen ich angeklagt werde; oder: „die vier Gattungen der Götter sind Zeuge, daß das streitige Stück Land mein ist.“ Der andere schwört grade das Gegentheil. Immer

ſchwört der Ankläger zuerſt, dann der Angeklagte. Hierauf wird ihnen das Tuch, in das ihre Hände eingewickelt waren, abgenommen; der Angeklagte taucht nun zuerſt und unmittelbar nach jenen Worten ſeine Finger dreymal in das heiße Oel, und dann auch in den ſiedenden Kuhmiſt; nach ihm thut es der Angeklagte. Hierauf wird ihre Hand wieder mit dem Tuche verbunden, und ſie werden bis zum folgenden Tage bewacht; dann werden ihre Hände wieder aufgebunden und ihre Fingerſpitzen mit einem Tuche gerieben, um zu ſehen, ob die Haut abgeht. Der, bey dem ſie abgeht, wird für einen Meineidigen erklärt. Zur Strafe zieht der König einen beträchtlichen Theil ſeines Vermögens ein, und dem Gegner wird eine ſtarke Genugthuung gegeben. *)

Die Verwaltung der Criminal-Juſtiz beruht gänzlich auf dem König, den ſeine Adigars bey der Erklärung der Geſetze und der Führung der Prozeſſe unterſtützen. Ungeachtet nun ſelbſt das Criminal-Recht auf den albernen und abſcheulichen Grundſatz gegründet iſt, Verbrechen nach

*) Dieſe Nachricht ſtimmt mit der Beſchreibung der Hindus Gottesurtheile im Mitacshera oder dem Commentar über die Dharma Sastra überein.

dem Range des Schuldigen, nicht nach der Größe des Unrechts, zu schützen und zu bestrafen: so vereinigten sich doch bey den Monarchen, die gröstentheils gefühlvolle und wohlwollende Menschen waren, Interesse und Empfindung fast immer dahin, ihre rechtlichen Entscheidungen gelinde und milde für den Dürftigen und oft unpartheyisch gegen den Reichen zu machen; als legten sie, nach der Gewohnheit der Tyrannen, dem Verbrecher von geringem Stande grausame Strafen auf, und selten liessen sie Schuldige, so hoch auch ihr Stand seyn mochte, ungestraft davon kommen; die Thiruvadres aber sind, gleich den Brahmanen, von körperlichen Strafen frey. Ueberhaupt: daß man, so ungerecht auch der allgemeine Grundsatz dieser Gesetze seyn mag, mit Zuversicht behaupten, daß sie mit Mäßigung und mit strenger Rücksicht auf das Interesse des Volks gehandhabt worden, welches, in der Meinung, daß sie durch göttliche Autorität entstanden sind, mit mysteriöser Verehrung zu ihnen hinaufblickt.

Die Landessprache der Cingaleser hat, dem Anscheine nach, keine Verwandtschaft mit irgend einem der Dialekte, die auf dem festen Lande Indiens gesprochen werden; aber zwischen ihren

unterschiedenen Idiomen ist kein wesentlicher Unterschied. Die höfliche Phraseologie, das gekünstelte Hyperbolische, und das beständige Wechseln übertriebener und gemischter Metaphern, die wahren Charakterzüge aller Sprachen Asiens, verunstalten auch die singalesische auf eine ausgezeichnete Weise. Allerdings hat diese Sprache, die allem Wahrscheinlichkeit nach aus dem Sanscrit geschöpft ist, *) und die wir gegenwärtig bis zu dieser reichhaltigen Quelle verfolgen zu können hoffen dürfen, einige Besonderheiten; im Ganzen aber gleicht sie sehr der malayischen, die man, wegen ihres melodischen Tons, mit Recht die italiänische des Orients nennt. Der Gesprächs-Dialekt der Singaleser ist zugleich reichhaltig, kräftig und sanft, ihr schriftlicher oder poetischer Styl sehr harmonisch und zierlich.

Die Singaleser sind enthusiastische Liebhaber der Dichtkunst und Musik, und es giebt in ihr

*) Mr. Marsden hat in einer sehr scharfsinnigen und gelehrten Abhandlung über die Spuren der Hindus-Sprache und Literatur unter den Malayen sehr befriedigend gezeigt: „daß die Malayische Sprache dem Sanscrit eine beträchtliche Menge von Ausdrücken zu danken habe" S. Asiat. Researches IV. V.

von Sprache verschiedene allegorische Balladen und Gesänge, welche die erhabensten Empfindungen nähren, und die, ihrer genievollen Verfasser wegen, nicht weniger beliebt sind, als sie dadurch wohlthätig werden, daß sie fromme Liebe für den erhabnen Schöpfer, und feurige Menschenliebe einflößen.

Außer diesen Gedichten giebt es eine Menge anderer über verschiedene Gegenstände, die in alten Zeiten in einem Dialekte der Sanserit-Sprache geschrieben wurden, welche die Einwohner die Sprache Buddhas nennen, die aber sehr wenige selbst unter den gelehrtesten Priestern, vollkommen verstehen. In dieser Sprache sind alle ihre Bücher über die Religion, die Gesetze und die Philosophie geschrieben; ich habe aber von diesen Büchern keine genaue Nachricht erhalten können. Wahrscheinlich hat sie nie ein Europäer gesehen; aber hoffentlich wird man künftig dieselbe Ueberredungskunst, wodurch man die gewissenhafte und strenge Verschwiegenheit der Brahmanen besiegt, eben so glücklich am Candyschen Hofe dazu anwenden, sich Abschriften von diesen alten Manuscripten zu verschaffen.

Gleich allen andern Hindu-Nationen scheis

nen die Cingaleser längst über den Meridian ihrer Literatur und ihrer wissenschaftlichen Kenntnisse hinaus. Die gegenwärtige Generation ist nicht nur unwissend in astronomischen Berechnungen, durch welche sich ihre Vorfahren berühmt machten, sondern auch in den schönen Künsten; zwar haben sie noch Geschmack genug, sie zu bewundern, aber sie nachzuahmen, fehlt es ihnen an Genie.

In allen mechanischen Künsten stehen sie tief unter ihren Nachbaren auf dem festen Lande. Manufacturen haben sie wenig. Es wird so viel Calico zubereitet, als die Insel braucht; aber die Qualität ist nicht besonders. Sie verfertigen Lantenbüchsen und alle Arten eisernen Werkzeuge zum Acker- und Häuserbau; auch alle Sorten ledener Waaren, Goldschmidsarbeiten, Malereyen und Schnitzwerke. In der Verfertigung des Eisens aus den Metallerzen ihrer Gebirge sind sie besonders geübt. Die gewöhnlichen Münzen in Candy sind silberne, und von dreyerley Art. Die erste oder die bey den Cingalesern sogenannte Tangom-Masse, welche zuerst von den Portugiesen geprägt wurde, wird ungefähr zu neun Pence geschätzt; die zweite ist ein kleines

Silberstück in Form eines Angelhackens, die jedermann prägen darf; die dritte ein größeres Stück Silber, Ponnam genannt, die nur der König prägen darf; das Falschmünzen dieser Geldsorte ist ein Capital-Verbrechen. Da übrigens die Cingaleser seit ungefähr einem Jahrhunderte keinen auswärtigen Handel treiben: so reichen diese kleinen Münzen zur Genüge hin, allen inländischen Verkehr zu bestreiten.

Zu allen Zeiten nährten sich die Cingaleser vorzüglich vom Ackerbau, und unstreitig besitzen sie viel von jenen großmüthigen Gesinnungen und männlichen Tugenden, die aus dieser Lebensart entstehen. Sie sind gastfrey, mäßig, nüchtern und muthig; ohne irgend eine Mischung von Ziererey, Klauserey, Gleichgültigkeit oder Verwegenheit. Sie sind eben so mild und fest nach ihrem Temperamente überhaupt, als gutmüthig und liberal in ihren besondern Neigungen. Als die Portugiesen auf ihrer Insel landeten, genossen sie die Wohlthaten eines sehr ausgebreiteten Handels mit den Nationen des festen Landes, und waren glücklicherweise zur See gegen die Plünderungen gesichert, mit welchen damals der Fanatismus und die Tyranney der Mohamedaner diese Länder

Heimsuchte. Aber die Erscheinung von Almeyda's Flotte und Armee gab ihnen einen traurigen Beweis von dem Unbestande des menschlichen Glücks. Diese Küste, an der nie eine feindliche Flotte geankert, diese Felder, die bisher keine feindliche Armee betreten, diese Altäre, die kein Ungeweihter je entheiligt hatte, sollten jetzt angegriffen, verwüstet und zerstört werden. Dieser Sturm wüthete eine Zeitlang auf der Insel, und riß alle Heiligthümer mit den Wurzel aus; die Ruhe aber, die endlich darauf folgte, brachte nur um so gröfsere Uebel hervor. Denn jetzt kamen die Holländer, unter dem scheinbar großmüthigen und freundschaftlichen Vorwande, sie von ihren Tyrannen zu befreyen; in wenigen Jahren aber trafen sie in Rücksicht der Bedrückung und des Gebiets an die Stelle der Portugiesen, und übertrafen sie an Grausamkeit und Betrug.

Nach dieser allgemeinen Darstellung der Eroberungen habe ich nur noch einige Nachrichten von den Malabaren und Mohamedanern zu geben, die einen Theil der Einwohner von Ceylon ausmachen, und einige Worte über die Geschichte der Insel zu sagen.

Die Malabaren, oder wie sie in Ceylon heis-

sen, die Wannees bewohnen den District von Coylot, im nördlichen Theile der Insel. Sie sind eine Secte der Hindus, die vor mehreren Jahrhunderten von der Küste der indischen Halbinsel auswanderten, und noch einen Dialekt der malabarischen Sprache reden. Sie leben unter der Herrschaft eines despotischen Raja. Dieser ist von dem König von Canty vollkommen unabhängig; die Holländer aber verlangten, am Schluße des vorigen Jahrhunderts, einen jährlichen Tribut von ihm, und erzwungen ihn seitdem unausgesetzt.

Die Choliars oder Muselmänner sind eine Secte Mahomedaner von der Linie Hatschem. Sie sind die Abkömmlinge jenes Volksstammes, der die Seeküsten der Insel zu der Zeit bewohnte, da die arabischen Reisenden zuerst die Lehren Mahomeds über den indischen Ocean brachten, und den ihr frommer Eifer sehr bald bekehrten. Noch jetzt bewohnen sie die Seeküsten, und machen den Theil der Einwohner aus, welchen die Holländer vorzüglich zum Zimmtbau brauchten.

Die frühe Geschichte Ceylons ist, gleich der Geschichte aller andern Länder Indiens, in Finsterniß verhüllt, und der Schlummer, [illegible]

Hindostanische Mythologie zuweilen Licht verbreitet, dient, stets unsere Muthmaßungen zu leiten, nur dazu, die Ansicht zu verdunkeln. Indessen stimmen doch alle Fabeln und Sagen dahin überein, daß Ceylon zu allen Zeiten hauptsächlich von einer Race von Hindus bewohnt worden sey, die unter der Regierung eines Königs lebten. Auch sind die bereits erwähnten griechischen und römischen Schriftsteller über diesen Theil der Geschichte einstimmig. Was die unter den Singalesern gewöhnliche Sage betrifft, daß der Capitain und die Mannschaft eines chinesischen Schiffs, das an der östlichen Küste der Insel Schiffbruch litt, nicht nur von den Einwohnern mit der größten Gastfreundschaft aufgenommen und mit außerordentlicher Achtung und Zutraulichkeit behandelt wurden, sondern daß auch die Einwohner den Capitain in kurzem so lieb gewannen, daß sie ihn zu ihrem Könige wählten: so will ich zwar nicht widersprechen; sicher aber würde es nur Zeit verderben heißen, wenn man darüber Anmerkungen machen wollte.

In dem ersten Jahrhundert der christlichen Zeitrechnung führten die Römer einen ausgebreiteten Handel mit den westlichen und südlichen

Theilen Indiens. Jährlich gieng eine Flotte von 120 Seegeln von Myhoshormis, einem ägyptischen Hafen am rothen Meere, nach der Küste von Malabar und Ceylon, und die Insel wurde dadurch allmählich der Hauptmarktplatz des Orients.

Nach dem Untergange des westlichen Reichs gaben die Römer ihren Handel mit Ceylon gänzlich auf. Indessen langten noch jährlich einige Schiffe aus Aegypten an; und im neunten Jahrhunderte unserer Zeitrechnung erschienen die Araber an der Küste der Insel. Mehrere Jahrhunderte hindurch trieben sie mit den Cingalesern einen lebhaften Handel, ohne einen Nebenbuhler zu haben. Aber im Jahre 1340 schloßen die Venetianer einen Handels-Tractat mit den Sultanen von Aegypten vermöge einer päpstlichen Bulle, und eröffneten bald einen Handelsverkehr mit Ceylon, den sie mit der ihrem Charakter eigenen Klugheit und Kraft führten, den aber, nach vor Verlauf zweyer Jahrhunderte, das Genie und die Entdeckungen Vasco de Gama's zu vernichten bestimmt waren.

Im Jahre 1505 landete Almeyda an den Küsten von Ceylon mit einem beträchtlichen

Truppencorps. Da eben damals durch die Grausamkeit eines blutdürstigen Usurpators, des Throns von Candy bürgerliche Unruhen entstanden waren: so benutzte er diesen Umstand. Er vereinigte sich mit den Insurgenten; und ungeachtet er unvermögend war, den Usurpator abzusetzen: so gelang es ihm doch, nach verschiedenen blutigen Gefechten, sich auf der Insel festzusetzen und sich die Districte, die den besten Zimmt liefern, völlig zu unterwerfen.

Die Kriege, die auf Almeyda's Eroberung folgten, sind bereits oben erwähnt worden, wo auch von der allgemeinen Politik der portugiesischen Regierung in Ceylon die Rede war. Diese unternehmenden Eroberer vergrößerten bald den Zimmthandel, vertrieben die Araber von der Insel, und befestigten ihre vorzüglichsten Niederlassungen. Diese Festungswerke waren zwar nicht die künstlichsten, aber doch hinlänglich stark, die Taktik der Eingebohrnen zu vereiteln. Die Portugiesen ließen sich daher durch Sicherheit einschläfern, und vernachlässigten es, sich gegen die Annäherung eines furchtbarern Feindes zu verwahren. Im Jahre 1600 ungefähr ein Jahrhundert nach ihrer Niederlassung, kam der holländische General Joris

Spilbergen mit einem besondern Auftrage der Generalstaaten an dem Hofe des Königs von Candy an. Dieser Gesandte wurde von dem Könige so günstig aufgenommen, daß im folgenden Jahre Sebald de Weert und Abraads van Warwick mit einer Flotte von sieben Schiffen bey Batticola, an der östlichen Küste, landeten. Da sie indessen fanden, daß ihre Macht nicht hinreichend zur Ausführung ihrer Entwürfe wäre: so segelten sie nach ihrer Niederlassung Acheen auf Sumatra, wo sie eine hinlängliche Anzahl von Truppen zusammenbrachten, mit denen sie im April 1603 nach Ceylon zurückkehrten. De Weert wurde sogleich vom Könige nach Candy eingeladen, um den vorläufig verhandelten Tractat vollends abzuschließen. Aber der Empfang entsprach seinen Erwartungen nicht, und verrieth endlich die Absicht der Expedition, zu der er sich eingeschifft hatte. Der König beschuldigte ihn öffentlich des Bruchs der Treue, weil er einige seiner Wachsamkeit anvertraute gefangene Portugiesen losgelassen hatte. De Weert gestand den Vorwurf ein, und machte die größten Entschuldigungen; der Raja Laarma Sorte aber, der ein eben so scharfsichtiger Staatsmann, als tapfer

ter Krieger war, blieb mißmuthig und argwöhnisch; und die Portugiesen ermangelten nicht, durch häufige Bothschaften, seinen Verdacht mit listigen Insinuationen zu unterhalten, wie sie nur immer Furcht und Bosheit an die Hand gaben. Endlich machten die Besorgnisse vor einem feindlichen Plane der Holländer den feindselig gesinnten Regenten kühn; er ergriff eine Gelegenheit, de Weert öffentlich zu beschimpfen; und da dieser es mit Wärme ahndete: so ließ er ihn sogleich durch seine Bedienten greiffen. Diesem Schimpfe wollte er sich nicht unterwerfen; er zog sein Schwerdt, um sich zu vertheidigen. Hierauf hieb einer von den Hofleuten mit dem Säbel nach ihm, und streckte ihn zu Boden. Diese grausame Handlung erfüllte die Holländer mit einem Groll, der ihr nachheriges Betragen einigermaßen beschönigt, den sie aber, aus listiger Klugheit, so lange unterdrückten, bis ihre schändlichen Plane zur Ausführung reif waren.

Bald nach diesem Ereignisse starb Laarma Soreé. Ihm folgte in der Regierung ein jüngerer Bruder, der, als ein Mann von geringem Verstande und lenksamer Gemüthsart, ein passendes Werkzeug zur Beförderung der Absichten der

Holländer war. Im März 1612 langte Marcellus de Boschhoucher in Candy, mit einem Schreiben an den König von dem Erbstatthalter Moriz von Nassau an, der ihm seine Freundschaft zusicherte, und seinen Beystand gegen die Portugiesen anbot. Dieser Brief hatte den gewünschten Erfolg; und am 11. May desselben Jahres schloß der Gesandte einen Handels- und Freundschafts-Tractat zwischen Cenuweirat Adaseyn, dem Könige von Candy und den Generalstaaten der vereinigten Niederlande, in welchem der König den Holländern erlaubte, zu Cotiarum, nahe bey Trincomale, eine Festung zu bauen. Die Holländer säumten nicht, den gewonnenen Vortheil zu benutzen. Sie drangen in den König, den Portugiesen den Krieg zu erklären; und da sie seine Armee überflüßig mit Kriegsmunition und Artillerie versorgten: so gewann er eine Reihe von Siegen über ihren gemeinschaftlichen Feind, und zwang ihn, an den Thoren von Columbo um Frieden nachzusuchen. Da zu gleicher Zeit auch die holländische Flotte die portugiesische von Goa gänzlich weggeschlagen hatte: so wurde der König und die Einwohner von Candy mit Bewunderung und Ehrfurcht

für die Gewandtheit und Tapferkeit ihrer neuen Freunde erfüllt; aber bald sollten diese gegen sie gebraucht werden.

Nach Adaseyn's Tode im Jahr 1632 wurde die Thronfolge von seinen drey Söhnen in Anspruch genommen, deren gegenseitige Erbitterung und Gewaltthätigkeiten das Reich in innere Zwistigkeiten verwickelte. Da die Portugiesen damals große Verstärkungen an Mannschaft und Munition erhalten hatten: so wollten sie eine so günstige Gelegenheit zur Wiedererlangung ihrer verlornen Besitzungen nicht ungenutzt lassen. Sie nahmen daher entschieden Parthey in dem Kriege, der mit immer höher steigender Wuth geführt wurde, und ließen eine Armee an das Gebirge von Candy-Uda gegen den regierenden Fürsten Raja Singah marschiren, dessen Macht und Einfluß seine Brüder überwältigt und fast gänzlich unterwürfig gemacht hatte. Bey der Annäherung der portugiesischen Armee forderte Raja Singah den Beystand der Holländer auf, die ungesäumt ein Ansuchen erfüllten, das so ganz mit ihren Wünschen übereinstimmte. Sie sendeten ein starkes Detachement Truppen, unter einem geschickten Befehlshaber, nach Candy, der gerade noch zu

rechter Zeit anlangte, um gemeinschaftlich mit dem Könige einen Angriff auf die Portugiesen zu unternehmen, und die Ehre des darauf erfolgten entscheidenden Sieges mit denselben zu theilen. Da die Portugiesen sich außer Stande sahen, der vereinigten Macht der Holländer und Lingaiesen zu widerstehen: so baten sie von neuem um Frieden; und diesen bewilligte der König, bey seinen Fehden mit innern Feinden, sehr gern. Den innern Wünschen der Holländer entgegen, wurde daher ein für die Portugiesen keineswegs nachtheiliger Friedenstractat geschlossen, der jedoch bey dem rastlosen Geiste und den listigen Machinationen der Holländer wenig mehr, als ein unsicherer Waffenstillstand, war. Im Vertrauen sowohl auf die Versprechungen als die Tapferkeit der Holländer, und aus altem Hasse gegen die Portugiesen, gab der König leicht den Rathschlägen der erstern nach, und reizte die letztern durch einen Bruch des Friedenstractats, die Feindseligkeiten zu erneuern. Die Holländer hatten damals eine Armee bey einander, die hinlänglich war, ihre Feinde zu unterdrücken. Diese, welche die drohende Gefahr sehr wohl voraus sahen, boten allen Muth und alle Kräfte auf, ihr zu begeg-

nen. Aber die starken und muthigen Holländer waren gegen die äußersten Anstrengungen von Truppen, die durch Wohlstand und Luxus entnervt waren, zu mächtig; und binnen wenigen Monaten verloren die Portugiesen alle ihre Besitzungen, Columbo ausgenommen. Dieser Ort wurde nun von den Holländern belagert; und nach einem hartnäckigen Widerstande der Portugiesen von sieben Monaten, bey welchem sie viel von ihrem ehemaligen Heroismus zeigten, und oft mit unglaublicher Wuth fochten, sahen sie sich aufs äußerste gebracht, und genöthigt, Columbo zu übergeben auf die Bedingung, sich nach Goa bringen zu lassen und alle ihre Ansprüche auf Ceylon an die Holländer abzutreten.

Jetzt hatten die Holländer ihren ursprünglichen Plan wirklich ausgeführt; aber noch erforderte sowohl Anstand, als Klugheit, den Schein der Treue gegen den König beyzubehalten; und einige Höflichkeits-Ceremonien zu verrichten, ehe sie die Maske ganz wegwarfen. Daher bewogen sie die arglosen Politiker von Candy, einen andern Freundschafts- und Handels-Traktat abzuschließen, worin der König ihnen die von den Portugiesen besessene Zimmt-Gegend bewilligte. Nachdem

sich aber die Holländer alles verschafft hatten, was sich von der Freundschaft des Königs erwarten ließ, wollten sie versuchen, was sie durch Feindseligkeiten gewinnen könnten; und unbeschränkt durch das Gefühl der Dankbarkeit für den Beystand und die Gunstbezeugungen, wodurch sie sich auf der Insel festgesetzt hatten, traten sie alles, was nach dem Völkerrechte für geheiligt gilt, in den Staub. Listig brachen sie nach und nach die Artikel des Tractats, überschritten die darin vorgeschriebenen Gränzen, und bemächtigten sich der ganzen Zimmt-Gegend bis an das Gebirge von Candy-Uda. Dieser unveranlaßte und ungerechte Angriff weckte den König von Candy aus dem friedlichen Schlummer, dem er sich sicher überlassen zu dürfen glaubte; und hatte alle jene grausamen und schrecklichen Ereignisse zur Folge, die ich bereits weiter oben zu schildern versucht habe.

Tagebuch

der

englischen Gesandtschaftsreise nach Ceylon

im Jahre 1782

von Hugh Boyd.

Von Trincomale nach Copputtorey (9 Meilen).

Den 5. Februar 1782 früh um halb acht Uhr verließen wir Trincomale. Die ganze Reisegesellschaft bestand aus 173 Menschen, wovon 63 eine schöne Grenadier-Compagnie von Sepoys unter dem Befehle des Fähnrich Cherech ausmachten. Wir hatten drey Palankins für mich, Mr. Cherech und Permaul, meinen Debash und Hauptdollmetscher und einen Dooley (Tragsessel) für meinen Schreiber Mosk; überdieß Bediente und Aufwärter aller Art zum Staate und zum Ge-

brauche, und Lastträger, um das Gepäck und die Geschenke zu tragen. Zur Fortschaffung der Zelte und dergleichen versorgte uns der Capitain Pannenaux, Commandant von Trincomale, mit acht Ochsen. — Um 9 Uhr machten wir das erstemal Halt an einem schönen Einflusse der See, und frühstückten, da der Koch mit der kalten Küche voraus gegangen war, Käse und Biscuit. Ehe wir weiter zogen, verloren wir einen Lastträger, der in den Wald zu entwischen Gelegenheit fand. Zwanzig Minuten nach 10 Uhr setzten wir uns wieder in Bewegung. Der Weg war waldigter und für die Palankine beschwerlicher; an einigen Stellen trafen wir Wasser bis an die Mitte des Leibes, besonders im Copputtorey-Flusse, der nahe an einem Dörfchen dieses Namens vorbeylief. Wir mußten, ehe wir darüber giengen, beynahe eine halbe Stunde warten, um uns den Weg durch die Bäume bahnen, und das Ochsen-Gepäck durch Menschen hinüber tragen zu lassen, damit es nicht wieder, wie vorher, da die Ochsen durch einen Bach giengen, ins Wasser fallen möchte. Nach halb ein Uhr machten wir Halt bey Copputtorey, zwölf bis vierzehn kleinen Hütten an einem Teiche, die unter Bäumen lagen;

vieler Höflichkeit, und brachten uns auf eine sehr schöne Ebene dicht am Dorfe. Nachdem wir uns einige Zeit mit ihnen unterhalten hatten, setzte ich mich auf meinen Stuhl, den sie, der Landessitte gemäß, mit weißem Tuche bedeckt hatten; die obengedachte vornehme Person trat hervor, mir ihre Ehrfurcht zu beweisen, mit einem mehr scheinbaren als wirklichen Pompe und Gefolge. Sie war, wie man an der Küste sie nennt, ein Mannygar, hier Vermons (nach Kuo Vidnumi) genannt, der General eines Districts.

Da ich mich, als die gewöhnlichen Complimente vorüber waren, nach dem Befinden des Königs und er sich nach dem meinigen erkundigte, bemerkte er, aller Erwartung nach wäre sein Herr wohl, da er in seinem Pallaste Gemächlichkeit und Ueberfluß genieße; es wäre aber zu besorgen, die Engländer möchten sich nicht so befinden, da sie die Beschwerlichkeit ausgestanden hätten, so weit in Schiffen herzukommen, und dann die Holländer zu schlagen und zu besiegen. Ich sagte ihm dagegen: unsere Schiffe wären so groß und mächtig, daß wir auf denselben so wohl und so glücklich lebten, als am Lande, und wir

wären unsern Feinden an Stärke so sehr überlegen, daß deren Besiegung uns nicht schwer geworden sey.

Er erzählte mir: daß der König, auf die Nachricht von meiner Ankunft, den General dieses Districts, Trincomale, Cottiar u. s. w. eingeschlossen, ernannt hätte, mir entgegen zu reisen, und mich zu empfangen; er selbst wäre abgesendet worden, mir den Weg bequemer zu machen und für meine Bedürfnisse zu sorgen; und hätte er nicht erst Abends vorher erfahren, daß ich so bald käme: so würde er für unsere Aufnahme besser gesorgt haben; er wünsche sehr, habe es aber wenig in seiner Gewalt, uns in diesen bisher von den Holländern bedrückten Gegenden Bequemlichkeit zu verschaffen; wir sollten aber alles erhalten, was wir verlangten und sie liefern könnten. Er schickte uns hierauf einiges schöne Federvieh und Fische, Kokosnüsse und etwas Reis, der hier selten zu seyn scheint, Natchenny aber (eine Art Getraide) im Ueberflusse zu. Ich dankte ihm, und versicherte ihn von der Freundschaft der Engländer gegen den König und die Einwohner des Landes. Als ich ihm, auf seine

Bemerkung, dieser Theil des Landes sey bloß die Wurzel des Baums, die nicht selbst Früchte trage, sondern nur Zweige hervorbringe, antwortete: die Engländer wären als treffliche Gärtner berühmt, und sie würden sich sehr glücklich schätzen, ihre Geschicklichkeit als Freunde zu zeigen, und diesen großen Baum blühend zu machen — erwiederte er: es sey nöthig, nützliche Bäume und Früchte mit Graben und Schutzwehren zu umringen; und in dieser Rücksicht würden sie sehr glücklich seyn, wenn sie die Freundschaft der Engländer erhielten. Er ließ sich dann auf einige besondere Umstände des gegenwärtigen und ehemaligen Zustandes von Tumbela Caumum ein. Es ist ein großer Ort, der einige steinerne Gebäude hat, seit den vierzehn bis funfzehnjährigen Erpressungen der Holländer aber weniger volkreich und blühend ist, als vorher. Der Hauptartikel der Gegend war ehedem Hornvieh, wozu ihre großen Wiesen sehr gut zu passen schienen. Außerdem gab er mir noch einige, wie ich nachher fand, nicht sehr richtige Belehrungen über die Politik des Hofes, die Holländer u. s. w., alles in einem sehr bilderreichen Style, mit einigen angenehmen Wendungen und Complimenten.

Ueber den Ceremonieen und der doppelten Ueberſetzung unſerer Unterredung aus dem Cingaleſiſchen, vermittelſt des Malabariſchen ins Engliſche, und umgekehrt, durch meine beiden Dolmetſcher, gieng viele Zeit hin; doch war ſie in ſo fern gut zugebracht, als ich — damals authentiſch ſcheinende — Belehrungen erhielt, aus denen ich auf einen glücklichen Erfolg ſchloß.

Ein anderer wichtiger Umſtand trug dazu bey, uns aufzuhalten: Mangel an Reis für die Sepoys und Laſtträger. Wir erhielten eine Quantität, aber mit vieler Mühe; ſchlugen dann unſer Zelt auf der Ebene auf, und blieben hier die Nacht. Der Weg hieher war beſſer und angenehmer als geſtern; er führte durch ebene und offene Gegenden, und bey Tumbela Caumum ſahen wir eine beträchtliche Menge Ochſen, funfzig bis ſechszig in einer Heerde.

Von Tumbela Caumum nach Tertolay (16 Meilen).

Den 7ten Februar brachen wir nicht eher als um ſieben Uhr auf, weil wir durch eine andere Conferenz, mit einem neuen Geſandten aus Candy, der den vorhergehenden Abend ſpät angekommen war, aufgehalten wurden. Es

mal ein Gesandter des Königs, hatte Candy vor neun Tags verlassen, und war, nach der Aeußerung des erstern, abgeschickt, für meine Bequemlichkeit zu sorgen. Ueberdieß versicherte er mich ausdrücklich, daß, so wie der vorige König immer viel Zuneigung zu den Engländern gehabt und ihre Freundschaft gewünscht hätte, der jetzige Regent von denselben Gesinnungen beseelt wäre. Zugleich empfahl er mir — ein Umstand, der mir eine besondere Warnung zu seyn schien — daß ich nicht glauben sollte, was die Einwohner des Landes auf meiner weitern Reise darüber sagen möchten; denn sie wären große Lügner, und dürften sich Mühe geben, mir ungünstige Begriffe von Feindschaft und Abneigung beyzubringen, wo bloß Freundschaft existire. — Ich antwortete ihm: da ich von der freundschaftlichsten Stimmung der Engländer gegen den König und seine Unterthanen überzeugt wäre, wie auch meine Aufträge von der höchsten Autorität, die mich sende, bezeugen würden: so rechne ich bey Sr. Hoheit auf dieselben Gesinnungen.

Er machte viele Entschuldigungen darüber, daß wir, da wir früher kämen, als er es erwartet hätte, auf dem Wege nicht alle Bequemlich-

keit, und ihn besonders für die Palankins zu schwierig finden würden; er würde jedoch, so es unverzüglich zurückkehre, um unsere Ankunft zu melden, auf dem Wege Befehl ertheilen, so viel möglich für unsere Bequemlichkeit zu sorgen.

Dieß Versprechen fanden wir vom Anfange bis zum Ende der Reise sehr wenig bestätigt. Es gab zwar ziemlich gute Fußsteige, aber auch den ganzen Weg über sehr dichte und tiefe Wälder, und einige schroffe und steile felsigte Wege, die oft aus den Palankins zu steigen nöthigten.

Nach einem Marsche von ungefähr acht Meilen hielten wir auf dem halben Wege nach Tertolay, wo sich etwas Wasser für die Sepoys fand, (die Lastträger waren vorausgegangen). Hier verzehrten sie mit herzlichem Appetite ihr aus Geflügel und Pöckelfleisch bestehendes Frühstück, und tranken dazu das aufgefundene Wasser, nachdem sie es durch Anis-Extract verbessert hatten. Auf dem Wege nach diesem Platze entdeckte unser Koch einen Tieger, den wir durch Trommeln verscheuchten; so daß jetzt zum erstenmale, in den Wäldern von Ceylon, der Grenadiermarsch gehört wurde. Als drey Uhr kamen wir an dem Ufer

des Tertolay-Sees, einer schönen, von hohem Gehölze umgebenen, Wasserfläche, ungefähr eine Viertelmeile von dem gleichnamigen Dorfe an. Da der Ober-Peon, mit dem ich diesen Morgen eine Conferenz gehabt hatte, für alle Bequemlichkeiten zu sorgen versprochen hatte: so sendete ich mit vieler Zuversicht an den Haupteinwohner des Dorfes zwey Boten ab; Mahommed Cossim, einen sehr gescheuten Mann, den ich an der Küste in Dienste genommen hatte, der zuletzt Richter in Carrical, vorher aber in Candy Handelsmann gewesen und hier sehr bekannt war; nebst einem sehr würdigen alten Manne, der von Tumbela Caumum mit uns gereiset war.

Das lange Ausbleiben meiner Boten, die erst nach anderthalb Stunden zurückkamen, setzte mich in Erstaunen; aber noch mehr wunderte ich mich, sie nur mit zwey Männern zurückkommen zu sehen, den einzigen, die in dem Orte sichtbar gewesen waren. Diese Flucht, die augenscheinlich unsere Ankunft veranlaßte, war nicht aufmunternd. Die beiden Dorfbewohner gaben den gewöhnlichen Grund an, daß die übrigen nach ihren Reisfeldern gegangen wären. Uebrigens ist der Ort sehr klein und arm, und ihre Angabe

mochte richtig seyn, besonders da der eine unserer Gäste wirklich der vornehmste Einwohner des Dorfes, der andere aber der Mann war, den der obgedachte Gesandte, auf seiner Durchreise, befehligt hatte, uns mit allem, was wir brauchten und was herbeygeschafft werden könnte, zu versorgen. Diese Nachrichten, aus denen wenigstens der Wille, uns zu dienen, hervorleuchtete, erklärten die scheinbare Kälte unserer Aufnahme und die Kärglichkeit unserer Kost; denn sie hatten bloß ein Stück Geflügel, unreife Plantanen und ein Dutzend fauler Eyer gebracht.

Uebrigens blieb es mir zweifelhaft: ob der Hof, unbesorgt wegen meiner baldigen Anwährung, dem Peon nicht die nöthigen Vollmachten gegeben hätte, ungeachtet dieser, vielleicht aus persönlichen Rücksichten oder aus politischen Gründen, sich das Ansehen gab, daß er damit versehen sey; oder ob wirklich in Candy gegen uns die obgedachte Stimmung herrschte; Zweifel, in denen Mr. Cherech mich mit Recht sehr bestärkte. Da ich aber, im Ganzen, das freundschaftliche Betragen des Munnygar's und die diesen Morgen von dem Peon erhaltenen, nach

beſtimmtern, Verſicherungen des Königs, in Betracht zog, und daraus den Schluß machte, daß die bey Vorausſetzung eines Betrugs einzig mögliche Alternative höchſt unwahrſcheinlich wäre, nämlich, daß entweder der König eine ſo grobe Verrätherey begehen ſollte, oder dieſe Sklaven ihres Herrn dieſelbe ohne ſeine Genehmigung verſuchen möchten: ſo beſchloß ich, ohne entſtehenden Mißtrauen und ohne Verzug morgen weiter zu reiſen.

Von Tertolay nach Permaumadoo (10 Meilen).

Da die Nacht hindurch ein ſtarker Regen unſre Zelte ſo durchnäßt hatte, daß wir zuerſt erdknen mußten, ehe wir weiter reiſen konnten: ſo brachen wir den 8. Februar erſt Mittags um ein Uhr auf, und kamen, nachdem wir auf dem halben Wege einmal Halt gemacht hatten, um von unſerm kalten Geflügel zu eſſen, um ſechs Uhr bey Parmaumadoo an. Der Weg dahin wurde immer ſchwieriger, ſowohl wegen der Dichtheit der Wälder, als auch wegen der vielen Thäler und Höhen. Nachdem ich dieſen Tag mehr, als ſeit langer Zeit, zu Fuße gegangen war, vertauſchte ich meinen Palankin, deſſen Spitze abgekommen

werden mußte, mit dem Tragsessel meines Schreibers Moß. Wir mußten über einige aus dem Tertolay-See entspringende Ströme setzen, wovon der eine, nahe am Dorfe, sehr breit war, und über Felsen gieng. Rechts eröffnete der See hier und da sehr schöne Aussichten auf entferntere Gehölze und Berge. Zwey Meilen von da sahen wir wohl an zwey bis dreyhundert wilde Büffel weiden, die aber wahrscheinlich den Alligators, (Krokodillen) die in dem See häufig gefunden werden, nicht zu nahe kommen.

Mit Vergnügen sahen wir, da unser Reisvorrath beynahe erschöpft war, in der Nähe von Permaumadoo einige schöne Reisfelder; und da man uns gesagt hatte, daß hier Ueberfluß an Reis wäre: so hofften wir auf die Vermittelung des vorausgegangenen Peon, und rückten daher so schnell, als die Müdigkeit erlaubte, auf den Lagerplatz, den die vorausgegangenen Bauren für uns ausgesucht hatten.

Das war aber auch alles, was sie für uns zu thun im Stande gewesen waren; denn zu unserer großen Kränkung fanden wir diesen Ort leerer, als die vorhergehenden. Nur eine alte Frau wurde sichtbar; und alle Aufklärung, die sie

uns von der Abwesenheit der Einwohner gab, war der abgenutzte Vorwand, daß sie auf den Reisfeldern wären. Unsere Lage war daher sehr unbehaglich, und die Wahl unsers Betragens nicht leicht. Indessen wurde zuerst alle Sorgfalt angewandt, unsere Leute abzuhalten, in das Dorf zu gehen, in welchem, so leer es auch von Einwohnern war, Ueberfluß an Lebensmitteln und große Vorräthe von Reis waren, und die Thüren offen standen. Da aber bey den politischen Umständen, in welchen wir uns befanden, die Zweifel an der guten Stimmung der Einwohner sich mit unserm weitern Fortrücken in dasselbe vermehrten, und die größte Behutsamkeit in unserm Benehmen immer nothwendiger wurde, — indem auch nicht einmal eine einzelne Person, wie vorher, erschien, uns im Namen des Peon zu bewillkommnen, von dem die alte Frau entweder nichts wußte oder nichts wissen wollte; — und da dieß außerdem das erste Dorf war, das völlig unter dem Könige stand, (indem die Eingriffe der Holländer sich nur bis Tertolay erstreckten): so mußte unsere grade hier getäuschte Hoffnung unsern Muth sehr niederschlagen, und die weitere

Reise in einem solchen Lande uns gefährlicher, als je, vorkommen.

Zwey nothwendige Bedürfnisse fehlten uns: Lebensmittel und Local-Kenntnisse. Indessen war ich entschlossen, so lange als möglich, die unangenehme Nothwendigkeit zu vermeiden, erstere mit Gewalt zu nehmen, um keinen Vorwand zur Rache zu geben; und suchte daher mit etwas Reis, wovon glücklicherweise mein Dollmetscher einen guten Vorrath hatte, für diese Nacht meine Sepoys und die übrige Reisegesellschaft hinzuhalten, ohne des Eigenthum von Permaumadoo anzugreifen, in der Hoffnung, daß die Einwohner vielleicht am Morgen darauf erscheinen würden. Als das beste Mittel, die Umstände um uns her kennen zu lernen, wählte ich die Absendung einiger meiner vertrautesten Leute unter der Sanction eines Briefes an den König, worin ich ihm, um ihm ein Compliment zu machen, mit allem Anschein einer verdachtlosen Freundschaft meldete, daß ich bis hieher gekommen wäre. Ueberdieß suchte ich eine Gelegenheit, auf eine förmliche, dem Anscheine nach aber nur beyläufige, Weise die Versicherungen anzubringen, die ich in meinen Conferenzen zu Tumbeis Can-

nun mit seinen unmittelbar vom Hofe gesendeten Leuten, seinem Veraundy und Ober Peon, erhalten hatte.

Von den Boten, die ich ausschickte, sollte Mahommed Coßim mir alle Beobachtungen, die er zu Pulian Caravvety, dem nächsten ungefähr neun Meilen entfernten Dorfe, oder, wenn er es nöthig fände, noch weiterhin über alle Symptome der Stimmung sowohl des Landes als des Hofes anstellen möchte, zusenden, und besonders darauf sehen, sich zu vergewissern, ob das Verschwinden der Einwohner bloß durch ihre Furcht, oder irgend eine politische Ursache, oder durch Befehle veranlaßt werde. Andere Boten sollten mit dem Ueberbringer meines Briefes (einem meiner Chubdars) weiter gehen, und mir alles Wichtige melden, was ihnen auf der weitern Reise vorkommen würde, besonders was sie in Rücksicht des Generals erfahren würden, dessen freundschaftliche Absicht und Annäherung mir ausdrücklich zugesagt war.

Ich endigte meinen Brief an den König und die Aufträge an Mahommed, die der Dolmetscher übersetzte, am nächsten Morgen früh, und sendete

die recognoscirende Gesellschaft unverzüglich ab. Wir zogen dann mit gehöriger Muße und Vorsichtigkeit weiter oder blieben liegen, je nachdem neue Umstände oder besondere Vorsicht es erforderten.

Von Permaumodoo nach Pulian Cgravveti (10 Meilen)

Den 9ten Februar früh wurden wir durch noch stärkern Regen, als am vorhergehenden Tage, aufgehalten; aber zum Glücke, da ich dadurch zu besondern Nachrichten gelangte. Ein Reisender kam in mein Zelt mit einem Briefe, der à Monsieur, Monsieur le Commandant Général des forces anglaises à Trincomalé (an den Herrn Ober-Befehlshaber der englischen Truppen zu Trincomale) adressirt war, mit dem Bedeuten: er sey von dem Gouverneur zu Columbo, und zeigte mir einige andere Briefe, wovon der eine an den letzten Gouverneur in Trincomale gerichtet war. Mit dem Siegel der Briefe an meinen Freund Bonnevaux machte ich keine Umstände; aber der eine Brief betraf bloß Privatangelegenheiten und in dem andern wurden die holländischen Gefangenen der Menschenliebe des Befehlshabers auf eine angemessene Art sehr

dringend empfohlen. Ich packte sie zusammen und ergriff diese Gelegenheit, von neuem an den Capitain Bonnevaux zu schreiben (nachdem ich ihm von Tumbela Caumum aus die bisherigen günstigen Umstände gemeldet hatte, um seine Besorgnisse zu heben, daß wir unüberwindliche Schwierigkeiten, wenn nicht gar Feindseligkeiten, zu bekämpfen finden würden). Ich sendete den Boten aus Columbo weiter, nachdem ich von ihm folgende Nachrichten erhalten hatte. Tags vorher hatte er den Peon getroffen, mit dem ich gesprochen hatte, und war mit zurückgenommen worden. Der Peon hatte ihn ausgefragt und mit Rauhigkeit behandelt, weil er vermuthete, daß er von Columbo oder aus einer andern holländischen Niederlassung käme. Der Reisende blieb jedoch dabey, er sey ein bloßer Handelsmann, und fand Mittel, seine Briefe zu verbergen. Er erzählte ihm, er habe Columbo vor siebzehn Tagen verlassen, und käme über Negombo durch die Wälder. Auf meine Frage nach dem Gesandten aus Candy, der den Tod des letzten Königs in Columbo melden sollte, sagte er mir: er sey bloß drey Tage dort geblieben, und sey auf die Nachricht von der Wegnahme von Trincomale durch

die Engländer, zwey oder drey Tage vorher, ehe er die Stadt verlassen habe, zurückgekehrt. Seine wichtigste Nachricht betraf den oft gedachten Peon, der, vor seinen Ohren, einigen Leuten, die ihm begegnet waren, und darunter dem Haupteinwohner eines Dorfs, Vorstellungen gegen das Weglaufen aus ihren Dörfern machte, ihnen erzählte, wie gut wir uns betrügen und die Einwohner behandelten, und den Wunsch äußerte: sie möchten bleiben, und uns, so gut sie könnten, mit Lebensmitteln versorgen.

Dieß stimmte mit der Hoffnung zusammen, die ich in Tertolay gefaßt hatte, daß die Neigung des Peon, uns zu dienen, größer wäre, als seine Autorität; und der Nachricht zufolge, die ich zuletzt von der alten Frau erhalten hatte, waren wir um so mehr geneigt, die Abwesenheit der Dorfbewohner bloß ihrer Furcht zuzuschreiben. Ihrer Aussage nach hatten die Mänzer fast alle fünf bis sechs Tage vorher das Dorf verlassen, und einige wenige waren bald zurückgekommen, bald wieder weggegangen, so wie eben gestern, da der Reisende aus Columbo dem Peon begegnet war; den Rest seiner Erzählung aber, die Befehle des Peon zu unserm Besten betreffend,

konnte sie nicht bestätigen. Die Weiber und Kinder waren noch den vorhergehenden Tag weggegangen, und sie würde ihnen gefolgt seyn, wenn sie nicht zu schwach gewesen wäre und sich darauf verlassen hätte, daß ihre Runzeln sie schützen würden. Ich lobte ihr vernünftiges Betragen, und um sie noch mehr zu überzeugen, wie viel klüger sie gehandelt hätte als ihre Nachbaren, schenkte ich ihr zwey Pagoden, wahrscheinlich die ersten, die sie je gesehen oder wenigstens besessen hatte.

Die Rücksicht auf diese, dem Anscheine nach so günstigen, Umstände, besonders auf den Bericht des Reisenden aus Columbo, rettete die Reisfelder von Perwaumadoo, da ich mich jetzt für berechtigt hielt, das Weiterreisen zu unternehmen, und wir uns in einem andern großen Dorf, Pulian Caravvety, versorgen konnten, wo viel Vorrath seyn sollte, wie Mahommed versicherte, der zwar noch nicht aufs Recognosciren ausgegangen war, seine Meinung aber darauf gründete, daß er es wenige Wochen vorher so fand, da er mit meinem ersten Briefe an den König durchreisete. Auch schmeichelten wir uns damit, daß die Einwohner — die Empfehlung

des Peon abgerechnet — von unserm guten Betragen gehört haben und dadurch bewogen werden müßten, uns gut zu empfangen; ja daß vielleicht der Ruf selbst von meinem Geschenke an die Sybille von Permaumadoo vor uns hergegangen seyn, und einigermaaßen dazu gedient haben würde, die Ceyloner für uns zu gewinnen.

Unter diesen Umständen beschloß ich, weiter zu reisen, ohne Proviant zu nehmen, und die Boten für jetzt noch zurückzubehalten. Ungefähr um halb 12 Uhr brachen wir daher auf, und langten, nachdem wir einmal Halt gemacht und unserm kalten Geflügel (das der Sonnenhitze etwas sehr ausgesetzt gewesen war) zugesprochen hatten, bald nach fünf Uhr bey Pulian Caravetty an. Wie gewöhnlich, ließ ich meine Leute nicht in das Dorf gehen; aber dieß Verbot wäre hier nicht nöthig gewesen; denn wir fanden hier nichts als leere Hütten, nicht einmal ein altes Weib, dem man ein paar Pagoden hätte schenken können.

Diese seit Tumbela Caumum so äußerst unfreundliche Aufnahme wurde um so unangenehmer, je mehr wir in einem so fremdartigen Lande weiter vorrückten. Wir wunderten uns, daß die Furcht des Volkes sich nicht mindere, und daß

die Vorstellungen des Peon, wenn sie aufrichtig waren, unwirksam blieben. Nirgends fanden wir eine Spur von ihnen; es kam nicht einmal Jemand mit einer Entschuldigung, da man doch, bey der Größe des Dorfes, (es waren zwanzig bis dreyßig Häuser) hätte vermuthen sollen, daß es ihm leicht geworden seyn müßte, wenigstens einige zum Bleiben zu bewegen. — Unsere Zweifel an der Aufrichtigkeit des Peon, und an der guten Stimmung des Hofes, wurden daher erneuert und vergrößert, und unsere bisherigen Bedürfnisse, Proviant und Kundschaft, immer dringender.

Als ein alter Soldat und besorgt für seine Untergebenen, ahnete Mr. Cherech in beiden Rücksichten nichts Gutes. Was indessen das Proviant betraf: so brachten uns unsere recognoscirenden Boten die Nachricht, daß hier viele wohl verwahrte Reis-Magazine und in den Häusern Ueberfluß an Natchenny wäre; und um Kundschaft einzuziehen, sendete ich Mahommed Coßim und die candyschen Boten mit meinem Briefe an den König am nächsten Morgen ab.

Der Weg auf der heutigen Tagereise war offener als bisher, aber an einigen Stellen sehr

tief und beschwerlich, besonders gegen das Ende hin. Ueberall bemerkte man Mangel an Industrie, der sich leicht erklären läßt, wo keine Aufmunterung zur Arbeit ist. Hier ist diese eine Tugend, die sich nicht belohnt, weil sie mehr verschaffen würde, als man braucht; denn ungeachtet hier der Ackerbau vernachläßigt wird, und die Hütten der Einwohner übel und plump gebaut sind: so scheinen diese doch mehr faul als arm. Sonne, Boden und Regen verschaffen ihnen leicht mehr, als sie bedürfen.

Einige sehr romantische Aussichten verschönerten den Weg; im Ganzen aber glich er sehr den Kieswegen durch die Gehölze, die sich gewöhnlich um unsere großen Häuser in England finden. Diese kiesigen Wege sind freylich etwas beschwerlich; wären wir aber nicht in Geschäften, sondern als Männer von Geschmack gereiset, und wären wir nicht durch die obgedachten Umstände beunruhigt worden: so würden wir die plötzlich emporsteigenden Felsen, und die noch in ihren Ruinen majestätischen Bäume bewundert haben, die entweder als ehrwürdige Opfer der Zeit fielen, oder erst kürzlich durch das unwiderstehliche Gewicht des Herrn der Wälder, dessen

erhabene Größe alles, was ihm in den Weg kommt, niederreißt, und in seinen Wirkungen überall schrecklich ist, quer über den engen Pfad gestürzt wurden. Bisher war ich noch nicht so glücklich gewesen, diesen Land-Leviathan zu sehen, dessen Wildheit in der That erhaben seyn muß; aber wohl bemerkte ich zuweilen der Länge und Breite nach seine Fußstapfen auf dem Wege. Ex pede Elephantem.

Pulian Caravvety.

Den 10ten Februar. Nachdem ich meinen Brief an den König abgesendet, und den Boten besondre Instructionen gegeben, vorzüglich aber Mahommed eingeschärft hatte, uns genaue Nachrichten über einige besondere Punkte zu ertheilen, die ich ihm schriftlich gab, (und zwar sollte er dieß am folgenden Morgen bey Tagesanbruch thun, so daß wir seinen Brief noch früh erhalten möchten, wenn seine Nachrichten günstig wären): so dachten wir an unser zweites wesentliches Geschäft, an Lebensmittel, fanden aber zu unserm äußersten Erstaunen keinen Reis. Die so sorgsam verschlossenen Magazine fanden wir ganz geleert, und nicht ein Korn Reis übrig. Es war

nun keine Wahl weiter, als Ratchenny zu nehmen. Und dabey fand noch, abgerechnet, daß es ein schlechteres und weniger gesundes Lebensmittel ist, ein anderer wesentlicher Nachtheil statt: es mußte erst gedroschen und dann gemahlen werden. Diese schlimmen Umstände wurden noch dadurch vermehrt, daß die Last- und Palankinträger sich hartnäckig weigerten zu arbeiten, und lieber hungern wollten. Besonders thaten dieß die meinigen, die übermüthigste Art von Schelmen, die ich jemals sah, die sich ungleich besser dünkten, als die Träger des Landes aus Trincomale, ungeachtet sie Auswürflinge von der Küste, Pariars aus Negapatam, waren, und für ihren Dienst einen äußerst hohen Lohn forderten. Dagegen muß ich das Betragen unserer Sepoys unter der klugen Anführung von Mr. Cherech rühmen, die eben so geduldig Hunger und Strapazen ertrugen, als thätig dabey waren, die Ochsen zu beladen und zu treiben, die Lastträger zu bewachen und ihnen beym Aufschlagen der Zelte zu helfen u. s. w.

Wir erhielten ein Stück Geflügel von einem Sepoy, der es zu Tertolay gekauft und bis jetzt mit wenigem Reis gefüttert hatte. Die Zube-

reitung des Natchenny gieng sehr schwer und mit Widerwillen von statten, weil die Leute krank davon zu werden fürchteten.

Den 11ten Februar. Diese Besorgniß, krank zu werden, war nur zu gegründet. Wir erhielten davon diesen Morgen den Beweis an einigen Sepoys und Bedienten. Da jedoch die Leute sahen, daß den übeln Umständen nicht abgeholfen werden könnte: so betrugen sie sich sehr wohl, besonders das Militair. Mr. Cherech behandelte sie mit vieler Sorgfalt und Artigkeit, wie die schnelle Ebbe in seiner Arrakflasche zeigte. — Um so größer wurde jetzt unsere Begierde, von Mahommed zu erfahren, wie es mit der Stimmung der Einwohner und dem Vorrath an Lebensmitteln im nächsten Dorfe stünde. Bey gänzlichem Mangel an Nachrichten würde ich mich entschlossen haben, einige Leute nach Permaumadoo zurückzusenden, um mit den (hoffentlich) freundschaftlich gesinnten Einwohnern dieses Orts wegen eines Vorraths von Reis zu unterhandeln, den unsere vielleicht zu große Bedenklichkeit bey unserm dasigen Aufenthalte geschont hatte. Doch hoffte ich noch, aus leicht erklärbaren Gründen, daß es nicht nöthig seyn würde.

Noch um drey Uhr Nachmittags waren keine Nachrichten da, ungeachtet wir sie beym Frühstücke erwartet hatten. Wir setzten uns, man kann leicht denken mit welchem Appetite, nieder, um eine Landschildkröte zu verzehren. Ein Sepoy hatte deren zwey gefangen; die eine taugte nichts, die andere war aber glücklicherweise sehr gut, und unser Koch machte daraus ein schmackhaftes Gericht. — Eine Stunde späterhin wurde die unterdessen noch gestiegene Angst auf eine angenehme Weise durch zwey Besuchende erleichtert. Sie waren, wie sie sagten, aus Noatchy-Wettay, einem dreyßig Meilen weiter hin gelegenen Dorfe, und von dem Peon abgesendet, den sie dort am 10. früh verlassen hatten, um mir zu melden, daß er alle mögliche Anordnungen zu unserer Bequemlichkeit und zur Besserung des Weges getroffen hätte, mit Entschuldigungen des großen Mangels auf demselben; der Peon, sagten sie auf seinen Befehl, würde, so sehr als möglich, nach Candy eilen, um unsere Ankunft zu melden; und alles sollte für uns zubereitet werden, so gut es die Kürze der Zeit verstatten würde. Besonders versicherten sie mich, auf meine genaue Nachfrage darüber, daß ich am nächsten Orte Reis finden

würde, wiewohl vielleicht, weil er selten wäre, zu einem hohen Preise.

Alle diese Nachrichten und selbst die Artigkeit des Peon, diese Boten an mich zu senden, waren natürlich sehr aufmunternd, und konnten nicht leicht den Verdacht eines Systems von List erwecken, das von Anfang an so künstlich darauf angelegt wäre, uns in Noth zu stürzen. Indessen hatte ich doch von höherer Autorität bisher nichts unmittelbar und schriftlich erhalten. Der General, der, wie ich zu erwähnen vergaß, so viel sie wußten, Candy nicht verlassen hatte, hätte doch Nachricht von uns haben, und uns etwas Authentischeres senden können. Dieß hätte aber den Hof vielleicht zu sehr compromittirt, dahingegen die mündlichen Berichte der Unterbeamten von ihnen leicht abgeläugnet, oder von ihren Herrn für falsch erklärt werden konnten. Auch vergaß ich nicht, ungeachtet ich es zu vergessen schien, daß man meinen Brief an den König nicht angenommen hatte. Von dem Erfolge oder dem Zustande meines zweiten Versuchs, eine Correspondenz einzuleiten, wußte ich noch nichts, ungeachtet seit der Abreise meiner Boten aus Trincomale eilf Tage vorhher waren, und ich

unterdessen den halben Weg nach Candy zurückgelegt hatte. Ich harrte daher noch ängstlich auf Mahommeds Nachrichten. Ein wenig vor fünf Uhr kam ein Brief von ihm an. Er schrieb an Permaul: er hätte am vorhergehenden Abende Minavy, das uns nächste Dorf, jedoch etwas außer dem Wege, ungefähr sechszehn bis siebzehn Meilen, verlassen gefunden, wäre dann drey bis vier Meilen weiter gegangen, und habe diesen Morgen einige Leute in dem Dorfe Wishtegall und in den Wäldern getroffen, denen er alle mögliche Vorstellungen gethan hätte, daß sie nach Hause gehen und bleiben möchten; denn sie wären bloß aus Furcht auf das Gerücht geflohen, daß eine englische Armee im Anzuge sey. Was den Reis beträfe: so wüßte er nicht, ob er Vorrath würde erhalten können; er würde sich aber auf alle Weise Mühe darum geben.

Diese Nachricht schlug unsere Hoffnung ein wenig nieder. Mr. Cherechs Aengstlichkeit wegen seiner Leute wurde so groß, daß er sehr dazu rieth, nach Permaumadoo zurückzuschicken; auch schien ihm die Wahrscheinlichkeit, mit Sicherheit weiter zu reisen, sehr problematisch. In dieser Rücksicht schien mir aber Mahommeds Brief,

nebst anderen Umständen, zu beweisen, daß die Einwohner bloß aus Furcht flöhen; und da bereits so viele Zeit verloren gegangen war, und die Sendung nach Permaumadoo Zögerungen veranlaßt haben würde: so beschloß ich, so schleunig, als möglich, weiter zu reisen. Giengen wir zurück: so verriethen wir unsere Noth, vielleicht ohne sie zu erleichtern; zögerten wir: so wurde vielleicht der Zweck meiner Sendung vereitelt. Ich gab daher Befehl, am folgenden Morgen eine Stunde vor Tages Anbruch den Generalmarsch zu schlagen.

Von Pulian Caravvety nach Wishtegall.

Den 12 Februar. Das Beladen der Ochsen und Lastträger hielt uns bis nach halb sieben Uhr auf. Ich wanderte zuerst durch niedriges und dichtes Gehölze, wie ich es bisher noch nicht gefunden hatte. Um halb 10 Uhr machten wir Halt, und frühstückten in dem fast trockenen Bette eines Flußes, der eine sehr artige Einfassung von Gehölz hatte, und bey nassem Wetter, dem Sande und den Ufern nach zu urtheilen, sehr schnell und tief seyn muß. Nach einer halben Stunde reiseten wir weiter. Der

Weg wurde viel besser, die Gegend offener, und wir kamen ungewöhnlich schnell fort; aber die Sonne schien außerordentlich heiß, und außerhalb meinem Palankin, den ich hatte verlassen müssen, fühlte ich ganz ihre Wirkung.

Nach einem drittehalbstündigen starken Marsche machten wir, mit Zurücklassung unserer Ochsen und verschiedener Lastträger in einer beträchtlichen Entfernung unter einer Wache, wiederum Halt, unter dem Schatten einiger schönen Bäume, auf einer weiten und offenen, bloß mit Unkraut bewachsenen Ebne, die sich einige Meilen längst dem See Minary erstreckt. Hier in der Nähe dieses Sees, und noch mehr, da wir, etwas mehr Rechts, längst seinen Ufern hin reiseten, erhoben sich auf allen Seiten die edelsten Natur-Scenen; die mannichfaltigsten Berge von ungeheurer Höhe und von einem Umfange, wie ich sie je gesehen hatte, und unabsehbare Thäler von verschiedenen Formen. Eine schöne Wirkung muß in dieser großen Scene der See thun, wenn er voll Wasser ist; jetzt war er es bey weitem nicht; immer aber ist er ein sehr edler und großer Wasserstrom.

Nachdem sich unsere Leute ein wenig von

der Hitze und Müdigkeit erholt hatten, und die zurückgebliebenen Ochsen wieder zu den übrigen gestoßen waren, setzten wir uns von neuem in Bewegung; und langten endlich — nachdem ich anderthalb Stunden mit dem Gewehre des Königs von Candy, (wozu ich leider nur eine Kugel hätte, so daß ich das viele wilde Geflügel nur schrecken konnte) zu Fuße gewandert war — in den erwünschten Gegenden von Wishtegall an. Wo aber die Wünsche so dringend sind: da ist auch gleichmäßige Furcht. Hier sollten wir in Rücksicht des wesentlichsten Theils, des Proviants, unser Schicksal und wahrscheinlich den Zustand und die Stimmung der Einwohner erfahren.

Wir ließen unsere Leute ungefähr eine Meile vom Dorfe, das außer dem Wege nach Candy liegt, Halt machen, und Mr. Oherech und ich giengen aufs Recognosciren aus. Er bemerkte sehr bald, daß die Einwohner in die Wälder liefen. Eine sehr niederschlagende Vorbedeutung! Ungefähr eine Viertelmeile weiter kamen wir an das trockene Bette eines Flußes. Hier entdeckten wir, daß Mahommed sich näherte, der uns unser Schicksal, dessen Werkzeug er großentheils war, offenbaren sollte. Mit ihm kamen zwey

Einwohner des Dorfs. Eine günstige Vorbedeutung, die sich durch Mahommeds Bericht auf eine angenehme Art bestätigte. Er hatte sich große Mühe gegeben, und mit Erfolg, die Einwohner wegen ihrer Besorgnisse zu beruhigen, und sie waren wirklich in ihre Häuser zurückgekehrt; da sie aber so scheu sind, wie das Geflügel am Minary-See: so waren sie bey unserer Ankunft erschrocken und in die Wälder zurückgeflohen, wie Mr. Cherech gesehen hatte. Unsere beiden Wischtegaller, die mit ihrem Besuche bey uns sehr zufrieden waren, giengen mit dem Versprechen ab, sie sogleich zur Rückkehr zu bewegen.

Mit seinem Hauptauftrag war Mahommed sehr glücklich gewesen, und hatte die dargebotene günstige Gelegenheit weislich benutzt; denn er hatte tausend Maas Reis gekauft; — sehr theuer freylich, wenn hier, nach dem obigen Berichte der Einwohner von Noatchy Wettay, vom Preise hätte die Rede seyn können. Zu den zehn Pagoden, die ich ihm gegeben hatte, hatte er noch zehn von seinem Gelde zugelegt; zehn Pagoden also für fünfhundert Maas Reis! Da indessen die Umstände alles regieren: so war es immer noch ein wohlfeiler und schicklicher Einkauf, der

uns, selbst bey dem schlimmsten Erfolge oder Anscheine des politischen Betragens, wenigstens auf einige Tage zu Herren unserer Bewegungen machte.

Wir ließen das Hauptcorps heranrücken; und nachdem wir allen unsern Leuten, in Gegenwart vieler Einwohner, die sich unterdessen versammelt hatten, und mit unserer Behutsamkeit sehr zufrieden waren, aufs strengste verboten hatten, nicht in das Dorf zu gehen, schlugen wir unsere Zelte eine halbe Meile davon, in einer angenehmen Gegend, auf. Grade vor meinem Zelte stand ein Baum von sehr edelm und ehrfurchtgebietendem Ansehen; das Alter beugte ihn etwas; aber es war ein noch blühendes Alter, und durch seine niedern Aeste hatte ich eine Aussicht auf ein Amphitheater von Gehölz, am Ende einer Ebene, auf der Kühe weideten, die treffliche Milch gaben.

Unser treuer Mahommed, der Premier-Minister unsers Proviants und unserer Kundschafterey, sorgte nun auch dafür, daß der Reis von den Dorfbewohnern so bald als möglich gedroschen wurde, da unsere Leute nicht in ihre Wohnungen kommen sollten. Mr. Chersch und ich hielten eine fröhliche Abendmahlzeit, die aus Geflügel und Reis bestand, mit dem köstlichen

Bewußtseyn, daß unsere Leute auf vier bis fünf Tage Ueberfluß hätten, und ich legte mich ruhiger zu Bette, als ich es seit mehrern Nächten hatte thun können.

Wishtegall.

Den 13ten Februar. Mahommed's Bemühungen ungeachtet gieng es doch mit dem Dreschen des Reises so langsam, daß wir den ganzen Tag damit aufgehalten wurden. Es waren zu wenige Hände zum Dreschen einer so großen Quantität da, und diese wenigen wurden von den übermüthigen Palankin-Trägern beschäftigt, die, wenn sie ins Dorf nach Reis geschickt wurden, statt selbst zu dreschen, das Landvolk für sich dreschen ließen, und dasselbe von dem Reise der Sepoys entfernten. Abends sendeten wir einige Lastträger mit einer kleinen Wache ab, und hofften nun, das Geschäft am folgenden Tage vollendet zu sehen.

Unser Frühstück war in der That prächtig; denn wir hatten dießmal gute Milch zum Thee, und eine Menge schöner Eyer, deren Größe und trefflicher Geschmack uns angenehm überraschte; auf unsere Nachfrage ergab sich, daß wir sie um

mittelbar Mr. Cherech's Jemindar, ursprünglich aber den Pfauen verdankten, die sich in dieser Gegend häufig finden.

Ich erhielt diesen Morgen einen Besuch von einem Cingaleser, der eben von Allwalay, einer Station funfzehn Meilen diesseits Candy, angekommen war. Seiner Aussage nach hätte er dort den General am 11ten verlassen, und gehört, daß er uns entgegen reise, und Anordnungen wegen Wohnungen und Bequemlichkeiten getroffen hätte, wie auch, daß die Wege gebessert würden. Diese günstige Nachricht war um so tröstlicher, da sie ganz unveranlaßt zu seyn schien, und der Mann zu einfältig war, als daß man ihn zu einer listigen Bothschaft hätte gebrauchen können. Ueberdieß wurde die Wahrscheinlichkeit noch dadurch bestätigt, daß er eine Pagode annahm, da es allen, die zu öffentlichen Geschäften gebraucht werden, streng verboten ist, irgend ein Geschenk zu nehmen.

Auch brachte mir an diesem Morgen der Permaul die Nachricht, daß vier bis fünf Leute da wären, die Mahomed im Dorfe getroffen und an unsern Lagerplatz gebracht hätte. Er erfuhr von den Bewahrern des Dorfes, daß diese

Leute sich sehr genau nach uns und unserm Betragen seit unserer Ankunft erkundigt hätten. Die Dorfbewohner konnten nicht umhin, den Kundschaftern sehr gute Nachrichten von uns zu geben, und diese begleiteten daher Mahommed ohne Schwierigkeit. Auch erzählten sie ihm mit anscheinender Aufrichtigkeit, daß sie in der Absicht geschickt worden, sich nach uns umzusehen und Nachrichten von uns einzuziehen. Dieß geschah auf Veranstaltung einiger Moattyarrs, die einen höhern Rang, als die Veraunies, behaupten. Da sie den Wunsch geäußert hatten, nach unserm Lagerplatze zu kommen: so gab ich Permaul Befehl, ihnen alle Höflichkeit zu erweisen und auf ihre Bemerkungen Acht zu geben. Sie giengen mit vieler Aufmerksamkeit umher, besonders zu den Gewehren, die, wie gewöhnlich, bey meinem Zelte aufgestellt waren, und, wie Permaul bemerkte, von einem derselben heimlich gezählt wurden.

Allein diese Nachforschungen zuerst unter den Dorfbewohnern, und dann die Untersuchungen, die sie mit eigenen Augen anstellten, waren, wie mir bald fanden, nur ein Vorspiel einer wichtigern Scene. Die vorgedachten Moattyarrs,

die diese Leute, wie sie uns sagten, abgeschickt hatten, und die, wie uns nicht gesagt wurde, in der Nähe waren, kamen selbst. Sie hatten nur in einem benachbarten Walde auf den Bericht ihrer Kundschafter gewartet. Nach einigen ehrfurchtsvollen Bothschaften aus der Ferne, erschienen sie Abends selbst.

Es scheint eine eigene Gewohnheit der Singalesen zu seyn, öffentliche Geschäfte Nachts abzuthun. Gewiß ist dieß wenigstens bey keinem anderm Volke Asiens gebräuchlich. Der Grund davon liegt wahrscheinlich in der eifersüchtigen Politik ihrer Regierung, die immer gegen innern Verrath auf ihrer Hut ist, Gesandten aller Art nur ungern annimmt, und ihr Betragen argwöhnisch beobachtet. Mr. Knox erwähnt, in seinen Nachrichten von Ceylon, dieser Gewohnheit als einen Theil der Politik des Königs von Candy. „Das größte Bestreben des Königs — sagt er — geht dahin, sich gegen Auflauf und Verschwörungen seines Volks zu sichern. Dieses ist allerdings der tyrannischen Regierung müde, und macht oft Complotte, ihn aus dem Wege zu räumen; durch List und Glück wurden sie jedoch bisher verhütet. Aus diesem Grunde ist er Nachts sehr wachsam;

der Lärm der Trompeten und Trommeln, die er auf allen Wachen anbefiehlt, hindert ihn und andere am Schlafe. Auch verrichtet er seine meisten Geschäfte in der Nacht, ruft um diese Zeit Gesandte zu sich, und lieset Briefe; entsetzt Hofleute ihrer Stellen und nimmt dafür andere." — „Ein anderer Theil seiner Politik besteht darin, daß das Land für Reisende so schwierig als möglich gemacht wird. Daher dürfen keine Wälder, vorzüglich nicht die, welche eine Provinz von der andern trennen, gefällt, keine Brücken geschlagen, und keine größern Wege gemacht werden."

Die Moattyarrs eröffneten ihr Geschäfte mit großen Formalitäten. Nachdem sie mir gesagt hatten, daß sie von dem Generale aus Candy mir entgegen geschickt würden, erkundigten sie sich zuerst nach meiner Gesundheit, die durch die Unbequemlichkeiten und den Mangel an Proviant auf dem Wege gelitten haben könnte; sie entschuldigten diese Umstände ausführlich, und äußerten, daß ihnen bald möglichst abgeholfen werden würde, da der General Befehle deßhalb erlassen hätte; bisher hätte es dem Generale an Zeit gefehlt, weil, wenn nicht, wie er gewünscht hätte,

bis Trincomale, doch wenigstens so weit entgegen zu reisen, als es ehedem gegen einen von Madras gesendeten Herrn (Mr. Pybus) geschehen wäre. Um indessen nun noch die gewöhnlichen und nöthigen Höflichkeitsbezeugungen, so viel möglich, abzustatten, ersuche mich der General, da, wo sie mich finden würden, Halt zu machen; sie wären deßhalb Tag und Nacht gereiset, und hofften daher, daß ich nun in Wishtegall bleiben würde.

Ich erwiederte mit allen möglichen Danksagungen und Höflichkeitsbezeugungen: ich fühlte die artige Aufmerksamkeit des Generals vollkommen; würde mich aber durch die Absicht und durch das, was die Umstände verstatteten, eben so geehrt fühlen, als wenn alle gewöhnlichen Höflichkeitsbezeugungen wären vorbereitet worden; und da sein Wunsch, daß ich bleiben möchte, wo sie mich fänden, bloß diesen Grund hätte: so würde er, wie ich gewiß glaubte, einen so unnöthigen Punkt der Formalität aufgeben, und mich lieber eilig weiter reisen sehen, wenn er bedächte, daß wichtige und allgemein nützliche Geschäfte mich zur Eile bewogen hätten. Ueberdieß hätte ich diese Gründe und die darauf beruhende Fortsetzung meiner

Reise in zwey verschiedenen Briefen an den König angegeben; wäre daher um so mehr verpflichtet, mir in so wichtigen Angelegenheiten gleich zu bleiben, und schmeichelte mir mit der Hoffnung, Sr. Hoheit dadurch gefällig zu werden.

Sie wiederholten dringend den Wunsch, daß ich in Wishtegall bleiben möchte, bis der General ankäme, und mir hier alle gebührende Ehrenbezeugungen erweisen könnte; und bemerkten, scharfsinnig genug: es wäre sonderbar, daß ich mich, da ich ganz aus freundschaftlichen Beweggründen käme, nicht freundschaftlichen Wünschen und Gebräuchen fügen wollte.

Nachdem ich ihnen in Rücksicht der Freundschaft die ausführlichsten und stärksten Versicherungen gegeben hatte, suchte ich sie zu überzeugen, daß ich bloß aus diesem Grunde so sehr eilte. Da der General, wie sie sagten, mir wahrscheinlich von Candy aus nicht eher entgegenreisen würde, als bis er Nachrichten von ihnen erhalten hätte: so könnte ein so langes Verweilen, als sie empfohlen, dem freundschaftlichen Auftrage, mit welchem ich käme, schädlich werden. Indessen hätte ich — fuhr ich fort — so viel Ehrfurcht für Wünsche jeder Person in diesem Lande, daß ich

langsamer, als ich es vorher Willens gewesen wäre, und nur zwey Stationen weiter bis Malenby Caravanery reisen und dort warten wollte, bis er daselbst einträfe, oder ich Nachricht vom Könige erhielte.

Darüber äußerten sie großes Vergnügen; und nach einer genauen Erkundigung nach der Anzahl meines Gefolges, der Sepoys, Bedienten, Palankins und Lastträger, in der Absicht, für uns, alle gehörig zu sorgen, versicherten sie: sie würden so viel als möglich eilen, dem Generale und am Hofe Bericht von ihren Unterredungen mit uns zu erstatten.

Ich äußerte den Wunsch: sie möchten dieß mit gehöriger Genauigkeit thun, und, außer meinen besten Empfehlungen, dem General meine Gedanken mittheilen, die ich ihnen nachmals eine schriftliche, mit der Bemerkung, daß ich nicht daran zweifelte, der General würde mit mir übereinstimmen, und sich darüber freuen, daß so wenig Zeit als möglich verloren gegangen wäre.

Nach dieser langweiligen Conferenz wendeten sich Mr. Cherech und ich zu einem angenehmern Geschäfte, zum Abendessen, das wir nicht heiß genug genießen konnten, um die nächtliche

Kälte und die außerordentliche Feuchtigkeit des Thales auszuhalten. Sie durchdrang die dreyfache Decke meines Zeltes, und da ich in einem kalten Bade zu schlafen nicht gewohnt, und seit einiger Zeit mehr als halb invalid war, fühlte ich dessen Wirkung auf eine sehr unangenehme Art. Aber wir hatten nun unsern Hauptzweck erreicht: Geschwindigkeit, und setzten am folgenden Tage unsere Reise fort.

Von Wishtegall an den Felsenfluß.

Den 14ten Februar. Das Zögern bey der Zubereitung des Proviants und beym Aufbruche an dem heutigen Tage machte dießmal weniger aus, da es gewissermaßen Aufmerksamkeit auf die von den Mottyarrs gestern so dringend geäußerten Wünsche eines langsamern Vorrückens zu seyn schien.

Wir brachen nicht eher als etwas nach vier Uhr auf, um noch bey Tage an einen kleinen ungefähr acht Meilen entfernten See zu gelangen, und dort unsere Zelte aufzuschlagen. Aber der Weg war, ungeachtet er, dicht am Walde, ein wenig gebessert war, so rauh und schwierig, durch kleine mit zerbrochenen Felsenstücken und

ſpitzigen Steinen angefüllte Vertiefungen, daß wir nur langſam weiter kommen und endlich gar ſtill halten mußten, da das Sternenlicht gänzlich von dem hohen Gehölze aufgefangen wurde. Ueberdieß begann es jetzt im Walde lebhaft zu werden, und wir hörten von Mahommed und einigen Cingaleſern, daß es gefährlich wäre, ohne Licht und die gehörige Behutſamkeit zu reiſen. Auch wurden unſere Ochſen eine halbe Meile hinter uns in Felſen eingeklemmt, und gänzlich außer Stand geſetzt, ohne Licht und Hülfe weiter zu kommen.

Wir hielten demnach in dem trockenen Bette des Flußes an, — der wegen eines ungeheuern Felſen, der dicht an der Stelle, wo wir eintraten, zu einer fürchterlichen Höhe empor ſteigt, den ihm oben beygelegten Namen Felſenfluß verdient, — und ſendeten einige Sepoys und Palankinträger den Ochſen zu Hülfe, mit ſo viel Lichtern, als wir zuſammen raffen konnten; denn unglücklicherweiſe waren meine Lichterbüchſe und alle Laternen mit einem Theile des Gefolges, der nicht wußte, daß wir würden Halt machen müſſen, nebſt meinem Dolmetſcher und Secretair vorausgegangen; doch waren Menſchen genug bey einander, um ſicher

zu seyn; — einige Lastträger, einige Sepoys und mein Kourier.

Nachdem endlich die Ochsen nach einer Stunde angekommen waren, traf Mr. Cherech vortreffliche Anstalten gegen jeden nächtlichen Angriff der Feinde des Waldes; es wurden zwey große Holzstöße aufgerichtet, welche die ganze Nacht hindurch brannten. Wir ließen uns nun unsere Abendmahlzeit, die aus Brod, Käse und Rum mit Wasser bestand, sehr wohl schmecken, und schliefen dann in dem Bette des Felsenflußes trefflich.

Vom Felsenfluße nach Gona.

Den 15ten Februar brachen wir um halb sechs Uhr auf, und holten in einer Stunde und zehen Minuten durch Gehölze, die ein wenig, aber auch nur ein wenig, gelichtet waren, unsere vorausgegangenen Divisionen, (sie hatten sich in zwey Theile abgesondert,) an dem See ein, den wir am Abende vorher erreichen wollten. Die Gefahren dieser Gegend waren wirklich nicht bloß eingebildet. Außerdem, daß wir von nicht ungewöhnlichen Verwüstungen hörten, welche die starken Bewohner der Wälder, wenn sie hervorbrechen, anzurichten pflegen, entdeckten wir auch an

einer gewissen und sehr neuen Spur im Wege, daß eines dieser ungeheuern Thiere der vorn Division, bey der sich Perkmaul und mein Courier befanden, sehr nahe gekommen war. Ein Bär war so höflich gewesen, ihnen, nachdem sie Halt gemacht hatten, einen Besuch abzustatten und zwischen ihnen durch zu laufen. Auf eine sehr ungastfreundschaftliche Weise schoß mein Courier nach ihm, und der Bär, dem diese unerwartete Erwiederung seiner Höflichkeit nicht gefiel, kehrte ohne weitere Ceremonie um. Wir setzten hier, und blieben an drey Stunden. Zwey Stunden nachher erreigten wir Noatchy Wetty, wo einige Einwohner uns mit vieler Offenheit empfiengen und sich mit uns unterhielten. An mehreren Orten fanden wir weniger thörichte Menschenscheu und mehr Neigung zum Verkehr bey den Cholias, die Mahomedaner und in ihren Sitten von der zahlreichern und überlegenern Classe der Cingaleser verschieden sind; eine Verschiedenheit, die vielleicht in Zukunft, in dem möglichen Falle politischer Mißhelligkeiten mit einem so bigotten und hartnäckigen Volke, als die Cingaleser zu seyn scheinen, mit Vortheil benutzt werden kann. Die Cholias scheinen eine

nützlichere und thätigere Menschenrace, als die Cingalesen. Ein Oberhaupt ihres Stammes befindet sich am Hofe.

Die Cholliars, die uns besuchten, fragten sehr genau nach dem Mahok, für den sie eine hohe Achtung hegten, und versprachen uns auf eine sehr herzliche Weise, uns einiges Geflügel und Eyer zu besorgen. Mahommud aber, den wir, wie gewöhnlich, vorausgesendet hatten, ersparte ihnen die Mühe, und bewog einige Cingalesen, mit etwas Vorrath zu uns zu kommen.

Hier fanden wir einen ansehnlichen, (obenerwähnten) Unterschied zwischen dem Betragen der Cingalesen und Cholliars. Die Cholliars hätten nichts dagegen einzuwenden, daß wir ihnen einige Pagoden anboten, und wollten sie bereits nehmen, als die Cingalesen sie daran hinderten, deren Vornehmster lange und laut darüber sprach, daß es ungerecht wäre, für Dienste im Namen des Königs eine Belohnung anzunehmen.

Eben so darf ich einen andern Umstand nicht übergehen, da er mich etwas in Verwunderung setzte, und wenigstens zeigte, daß wir nicht allein auf seltsame Gedanken gekommen waren. Ehe wir sie verließen, nahm ein Choliar Mahom-

Entschuldigungen äußerten sie: da jetzt der Hof als zu Nallendy Caravvety befindlich betrachtet werden könnte, indem gegenwärtig viele der vornehmsten Personen sich daselbst befänden, und da der Ort immer für sehr angesehen und wichtig gelte: so wäre es gewöhnlich und würde als eine besondere Höflichkeit angesehen werden, wenn ich aus meinem Palankin stiege, und den übrigen Weg zu Fuße machte.

Ich erstaunte ein wenig über die Foderung einer so außerordentlichen Ehrfurchtsbezeugung in einer solchen Entfernung vom Throne; versicherte sie jedoch von meinem aufrichtigen Verlangen, die Gebräuche des Hofes zu beobachten und jede mögliche Höflichkeit zu erzeigen, die sich mit meiner Lage vertrüge; wäre aber, wenn man auch die gefoderte Ceremonie aus diesem Gesichtspunkte betrachtete, außer Stande, mich darein zu fügen, da ich mich, nach den Beschwerlichkeiten meiner Reise und dem heißen Wetter, sehr übel befände. Sie wiederholten: diese Ceremonie wäre gewöhnlich, und sie hätten sie daher erwähnt; aber freylich könnte ich thun, was mir gefällig wäre. Ich wiederholte ihnen meine vorgedachten Versicherungen, und daß mir alles gefällig wäre, was

dem König gefällig sey, so weit es in meiner Macht stünde.

Nach dieser Unterredung giengen sie voraus, um das für mich zubereitete Haus mit weißem Tuche aufzuputzen, mit der Bitte, daß ich so lange verziehen möchte, bis es geschehen wäre, und mit dem Versprechen, mich dann holen zu lassen.

Wir machten demnach in einer sehr angenehmen schattigen Gegend am Flusse Nallendy Halt, der jetzt wenig Wasser hatte, in der gegenwärtigen Jahreszeit aber ein voller und starker Strom ist. Es gab hier eine Menge Häuser, wie sie sich ausdrückten, in der That aber nichts mehr als Hütten von Lehm- und Strohwänden, die jedoch zierlich genug und in einem Viereck gebaut waren, in dessen Mitte ein Haus, größer als die übrigen, stand. Auch sah man ein niedliches, vom vorigen Könige gebautes Lusthaus, in einer angenehmen Lage, nahe am Flusse, an dessen anderm Ufer sehr schöne, mit Bäumen und Gras bedeckte Berge, emporstiegen. Diese Gegend rechtfertigt die Meinung derer, welche Eden hieher setzen; denn sie hat, dem Sänger des Paradieses gemäß, Ueberfluß an „waldigen

Schauplätzen der trefflichsten Aussichten." Dieser ländliche Pallast ist indessen unvollendet geblieben.

Während wir hier warteten, kamen zwey bis drey Personen, die heimlich unsere Leute zählten; aber dieß Symptom beunruhigte mich nicht, weil es bloß eine vollkommene Vorsorge für Proviant ankündigte.

Statt einer Stunde, die man uns zu warten gebeten hatte, vergiengen deren mehr als zwey; und es war bereits vier Uhr vorbey, als wir uns nach unserer neuen Wohnung begaben. Diese hatte in der That von außen ein artiges Ansehen. Die grünen Wände von sehr nett verflochtenen und durch Latten verbundenen Kokosblättern, mit einem sehr gut gedeckten Dache, schienen kühl und bequem. Auch war der Eingang geräumig. Innerhalb war auf jeder Seite ein Zimmer, jedes ungefähr funfzehn Fuß im Quadrate, und zwischen beiden ein Gang. In dem meinigen war ein Sitz von fast unschicklicher Pracht und Höhe.

Hier saß ich einige Zeit in der Erwartung, von unsern Wirthen besucht oder wenigstens beschickt zu werden; aber es erschien Niemand. Bald wurde jedoch eine erstaunende Menge von Ko-

kokusnüßen, beynahe dreyhundert, gesendet. Dieß schien ein reichliches Vorspiel von mannichfaltigem Proviant, das wir zu erwarten hätten; und ich sehnte mich besonders nach Reis, da unsere Leute früh sehr wenig, und nur den Rest vom vorigen Tage, gehabt hatten.

Da ich nicht im geringsten daran zweifelte, daß Vorrath aller Art da seyn würde: so erstaunte ich nicht wenig, als ich fand, daß außer Kokosnüßen nichts weiter vorhanden war. Ich ließ sogleich durch Mahomed nachfragen, ob keine von den Personen da wären, die uns kurz vorher auf dem Wege gesprochen hatten. Auf seinen Bericht, daß zwey derselben zurückgeblieben, ließ ich sie zu mir kommen; und da sich aus ihren Antworten ergab, daß weder Reis vorräthig wäre, noch auf eine andere Weise herbeygeschaffet werden könnte, als auf unmittelbaren Befehl des Generals, zu dem sie nach Allwalay geschickt hatten, von wo aber vor Morgen keine Antwort erwartet werden konnte: so hielt ich es nicht für unpolitisch, das unangenehmste Erstaunen über eine so wesentliche Täuschung zu äußern. Ich sprach sehr stark über die Noth unserer Leute und über die uns vor einigen Tagen erregte gewisse

Erwartung, hier hinlänglichen Vorrath zu finden; sonst würden wir selbst für Lebensmittel gesorgt, und sie mitgebracht haben; — da sie aber schon so lange, nicht nur vermittelst meiner Briefe und Boten, sondern auch vermittelst ihrer eigenen Boten, besonders des Peon von Tumbela Caumum aus, und seitdem durch noch mehrere, von unserer baldigen Ankunft gewußt hätten: so hätte ich doch wohl Ursache gehabt, wenigstens auf die nothwendigsten Bedürfnisse für meine Leute in einer Gegend zu hoffen, wo, wie man mich einstimmig versichert hätte, Ueberfluß an allen möglichen Bequemlichkeiten und Proviant seyn sollte, als wozu der General längst Befehl gegeben hätte; besonders hätten mich dieß noch vor vier Tagen die Mottyars zu Wishtegall versichert, die mit mir wegen meiner Reise hieher gesprochen, und mich in meiner Erwartung, wenn nicht eher, doch wenigstens hier, Vorrath zu finden, durch eine deßhalb vorgenommene Zählung meiner Leute bestärkt hätten (wie denn auch der General mir hatte sagen lassen, daß meine Botschaft aus Wishtegall an ihn gelangt wäre). An alle diese Umstände erinnerte ich den einen, der damals die Uebrigen als Rathgeber begleitete. Er schien ein

tigter Alter und in Geschäften gewandt zu ſeyn. Indeſſen konnte er weiter nichts antworten, als daß der General nicht hinlänglich beſtimmte Befehle gegeben haben müſſe, das Volk zu autoriſiren, uns nach Wunſche mit Proviant zu verſorgen; daß er aber morgen ſelbſt hier ſeyn würde.

Unſere Conferenz ſchloß ſich damit, daß ich nochmals unſere äußerſt dringende Lage vorſtellte, und ſo emphatiſch als möglich verlangte, daß dieſelbe, ſo wie alles bisher Geſchehene, einigen Hofleuten, die damals zu Mallendy (Canavvety (½ Meile jenſeits des Fluſſes) ſeyn ſollten, und die, wenn auch der General abweſend wäre, wahrſcheinlich ſogleich die nöthigen Befehle geben könnten, unverzüglich vorgeſtellt würde. Um ihnen übrigens ein Compliment zu machen, dankte ich für das bereit gefundene Haus, das, in Betracht der kurzen Zeit, ſo bequem eingerichtet wäre.

Die Leute verſprachen, ſo ſehr als möglich zu eilen, und in einer Stunde zurückzukommen. Aber es kam weder Reis, noch Antwort, noch ſonſt irgend eine Nachricht aus Canavvety; dafür ſahen wir aber auf der andern Seite des Fluſſes eine beträchtliche Mannſchaft aufſtellen, um uns

zu bewachen. Gescheuter hätten sie gethan, wenn sie uns zu essen gegeben hätten.

Den 18 Februar. Der Morgen gieng mit getäuschten Erwartungen hin. Ich wunderte mich über die Geduld der Leute, die sich kaum beklagten. Gegen ein oder zwey Uhr Nachmittags kehrte Solyman, der Ueberbringer meines ersten Briefes an den König von Trincomale aus, zurück.

Nach einer langen Erzählung von den Zögerungen und Schwierigkeiten bey seiner Hinreise, da er von den Peons auf schlechte Wege war gemißleitet worden, und endlich bey seiner Ankunft zu Allwalay, wo er von dem daselbst befindlichen Generale, dem er bekannt war, genau und umständlich über alle die Engländer betreffende Umstände war befragt worden, da hingegen sein Brief von dort aus nach Hofe befördert wurde, sagte er mir: er habe Allwalay in der vorigen Nacht zugleich mit zwey Generalen (oder andern vornehmen Personen, (denn er kannte ihren Rang nicht genau,) verlassen, die mit großem Pompe und Gefolge mir entgegen kämen, und vermuthlich bald hier seyn würden.

Unsere Lage schien sich endlich auf eine sehr

befriedigende Weise aufzuklären, und ich hoffte, nun unverzüglich meine Geschäfte anfangen zu können und Reis zu erhalten; aber bey der Langsamkeit und den hartnäckigen Formalitäten dieses sonderbaren Volks sollte unsere Geduld noch viel auszuhalten haben. Erst gegen 7 Uhr Abends erhielten wir einige Nachrichten von der Ankunft der Deputirten zu Nallendh Caravvety. Sie wurden mir jetzt mit vielen Ceremonieen von dem Peon, den wir zu Tumbela Caumum gesehen hatten, und einem der Vornehmsten vom Gefolge gemeldet. Sie sagten mir, daß man nahe bey meinem Hause einen Pandaul (Audienzsaal) errichten würde, damit ich diese Deputirten nach der Landesgewohnheit bey solchen Gelegenheiten aufnehmen könnte; eine Formalität, die man um so mehr erwarte, da sie von höherem Range, als gewöhnlich, wären.

Nach allen äußeren Umständen und der Unterhaltung mit meinen Leuten schien ihre Meinung dahin zu gehen, daß mir der Besuch von jenen Deputirten gemacht werden sollte; aber sie hatten bestimmte Befehle zum Gegentheil. Denn da ich ihnen, mit den gehörigen Complimenten, gesagt hatte, daß ich bereit seyn würde, das

Vergnügen zu haben, sie hier zu empfangen; bestanden sie streng darauf, daß es im Pandaal geschehen müsse. Ausserdem bewiesen sie, daß es bey dieser Gelegenheit, bey welcher viele besondere, so alte als geheiligte, Gewohnheiten statt fänden, daß sie nicht davon abgehen könnten, sehr schicklich wäre, den Deputirten, auf den halben Weg, an einen dritten Ort, entgegen zu gehen, da die Personen, die mir entgegen kämen, unmittelbar von dem Könige gesendet würden, so wie ich von dem Gouverneur, von Madras.

Dieß ließ sich leicht durch meinen höhern Charakter und durch das Beyspiel des Empfangs von Mr. Pybus widerlegen, der einen Besuch von einem General zu Mallendy Caravvery erhielt. Da sie hieran zweifelten: so berief ich mich auf sein Tagebuch; und darauf hatten sie bloß zu antworten, daß, da jetzt zwey Personen, und zwar von höherm Range *) wären, der Fall sehr verschieden sey. Ich gab in diesem ersten Punkte sehr ungern nach; um so mehr, da ich, nach

*) So sagten sie, aber mit Unwahrheit, wie ich nachher fand. Sie waren Secretaire.

meiner Ueberzeugung, Recht hatte. Als ich im deſſen noch einige Umſtände machte, und mich erbot, ſie an oder ſelbſt nahe bey meiner Thüre zu empfangen, und ſie dann zu begleiten: ſo wurde zugeſtanden, daß, wenn es ſich mit Mr. Pybus's Empfange ſo verhielte, wie ich vorgeſtellt hätte, keine Schwierigkeit mehr gemacht werden ſollte.

Nicht wenig befremdend iſt es, daß über der Auseinanderſetzung dieſes und zweyer andern Punkte mehr als zwey Stunden hingiengen; dieß rührte von ihrer Langſamkeit und von ihren Wiederholungen her; und nicht ohne Schwierigkeit wurde ich ſie endlich los, nachdem ich ihnen die arge Täuſchung und die Nachläſſigkeit von ihrer Seite, in Rückſicht der Lebensmittel, von unſerer hingegen das dringende Bedürfniß in ſehr ſtarken Ausdrücken vorgetragen hatte.

Noch fanden mehrere langweilige Unterhandlungen über den Punkt unſerer Zuſammenkunft ſtatt. Endlich kamen zwey neue Boten, die den Debaſh Permaul, meinen malabariſchen, und Mahommed [redacted] meinen cingaleſiſchen Dollmetſcher, zu ſehen verlangten, und dieſen ihre zwey feſten Entſchlüße mittheilten, denen, wie ſie wußten, von mir

nur Beide, wegen Eilfertigkeit und des dringenden Bedürfnisses von Proviant, nur schwache Gründe entgegenstehen konnten; ihre Befehle wären nämlich jetzt und ihre Gebräuche wären immer, wie ihre Boten sie dargestellt hätten; auch sey dieß in dem Falle mit Mr. Pybus so gewesen; (das war eine Unwahrheit;) sie würden daher an den Pandaul kommen; wollte ich nicht dort mit ihnen zusammentreffen: so müßten sie an den König senden, und seine weitern Befehle abwarten. Was das Proviant beträfe: so hätten sie dafür so gut als möglich gesorgt; es könne aber keines geliefert werden, bevor nicht die Zusammenkunft mit den Gesandten statt gefunden hätte.

Hier fand ich mich als Gesandter, bey meinen Rechten und bey meiner Würde einerseits, und andererseits bey dem Mangel meiner Leute, in großer Verlegenheit. Da ich mich aber, ohne Bedenken, für die letztern entschied: so antwortete ich: so bald sie über den Fluß gegangen seyn würden (wobey ich, in Betreff des streitigen Punkts, etwas gewann), ich ihnen entgegen kommen und sie an den Pandaul begleiten würde.

Diesemnach kamen sie, mit einem starken Gefolge und prächtiger Beleuchtung, mit einer

großen Menge Fackeln, Sonnenschirmträgern, Pe-
ons u. s. w. und 40 bis 50 Leuten mit Feuer-
gewehren: wir waren demnach weder so zahlreich,
noch so prächtig, und zwar in Ansehung des letz-
tern Umstandes absichtlich; denn ich hatte Mr.
Cherech ersucht, seinen Vorsatz aufzugeben, die
Hälfte seiner Leute als Wache mitzunehmen, und
bloß zwölf auszuwählen, weil ich bemerkte, daß
ihre Besorgnisse kein geringes Hinderniß des Fort-
ganges unserer Geschäfte waren, und ich gern
allen Schein vermeiden mochte, der sie unter
halten oder erneuern könnte.

Den 19ten Februar. Nachdem wir end-
lich im Pandaul — aber nicht eher als um halb
ein Uhr früh — mit unserm ganzen Gefolge, Fa-
ckelträgern u. s. w. versammelt waren, und sie
eine, meinem Bedünken nach etwas zu hohe
Bank bestiegen hatten, ich mich aber auf meinen,
mit weißem Tuch bedeckten, Stuhl gesetzt hatte,
stiegen sie sehr feyerlich herab, und wir standen
während der ganzen Zeit der Ceremonien und der
gegenseitigen Erkundigungen. Diese geschahen auf
eine sehr langsame und langweilige Art. Erst
fragten sie nach dem Gouverneur von Madras,
dann nach dem Nabob, hierauf nach den Mit-

gliedern des Raths und endlich nach den vornehmsten Einwohnern von Madras, mit einem halben Dutzend Bemerkungen über jeden, über ihren Wohlstand und ihre Gesundheit; wobey sie immer äußerten, daß sie denen Fortdauer hofften, und sich über meine Antworten freuten ꝛc.

Nachdem ich gleichfalls diese so langweilige, dem Anscheine nach aber nothwendige, Ceremonie in Rücksicht seiner Hoheit, des Premierministers, der Generale ꝛc. verrichtet hatte, setzten wir uns. Sie fiengen jetzt an, sich genau nach der Stärke und den Operationen der nach Ceylon gekommenen englischen Schiffe und Truppen zu erkundigen. Ich befriedigte sie über diese Punkte, so wie über alle Ereignisse bey Negapatam und Trincomale, die nächste Bestimmung der Flotte ausgenommen; ich sagte ihnen bloß, daß der Admiral stündlich einen starken Zuwachs von Schiffen und Truppen aus Europa erwarte; was aber ihre nächsten Operationen betreffe: so seyen diese ein zu schwieriger und wichtiger Punkt, den nur meine gegenwärtige confidentielle Lage mich kennen zu lernen in den Stand gesetzt hätte, als daß ich mich jetzt darauf einlassen könnte; ich würde mich aber freuen, dann, wenn ich die Ehre hätte, den König zu

sehen, und mit ihm auf einen vertrautern Fuß zu kommen, ihm alle Umstände auf das befriedigendste mitzutheilen. Sie schienen das Schickliche dieser Aeusserungen zu fühlen, und lenkten das Gespräch auf einen andern Gegenstand, mit dem Bedeuten, daß sie mir noch einige sehr schwierige Punkte mitzutheilen hätten, und daher wünschten, daß die Leute, die sich dicht um uns herumdrängten, weggehen möchten. — Mit großer Feyerlichkeit beriefen sie sich auf die Heiligkeit ihrer Gebräuche, und äußerten die Hoffnung, daß das, was sie in Rücksicht derselben vorzutragen hätten, nicht mißfällig seyn würde. Ich stimmte, in Ansehung der den Gebräuchen, besonders eines so alten Landes, gebührenden Achtung bey, verweigerte aber eine bestimmte Antwort, bis ich wüßte, was sie vorzutragen hätten.

Der erste Punkt — ich gestehe es — setzte mich um so mehr in Erstaunen, je ernstlicher sie ihn vortrugen: daß es nämlich immer die Gewohnheit der Gesandten gewesen wäre, über Columbo nach Candy zu gehen. Sie äußerten daher den Wunsch, ich möchte den Columboer Weg nehmen; dann würden sie im Stande seyn, mich mit mehr Pracht und größerem Anstande zu empfan-

gen; denn bis jetzt hätte ich einen Weg genommen, auf welchem bisher kein Gesandter gereiset wäre, und der Mangel an Bequemlichkeit auf demselben für mich und meine Leute habe dem Hofe große Sorge gemacht. Meynten sie, wie Permaul es verstand, ich sollte jetzt noch über Columbo gehen: so war es ein sehr sonderbarer Versuch, meine Geschäfte so lange zurückzusetzen, bis unsere völlige Besiegung der Holländer ihnen keine Wahl mehr zwischen ihnen und uns ließ — meinem Bedünken nach gieng aber ihre Meynung bloß dahin: ich möchte einen Umweg machen, um auf den Columboer Weg zu kommen, und mich von dieser Seite her nähern. Meine Antwort war ganz natürlich die: da ich in Trincomale und nicht in Columbo gewesen wäre: so könnte ich nur von dem letztern Orte herkommen; und mein Geschäft wäre zu wichtig und zu dringend, als daß es eine Verzögerung oder eine Aenderung meiner Reiseroute verstattete, und in der That sey auch ein Engländer (Mr. Pybus) vor einigen Jahren beynahe auf demselben Wege gekommen, auf welchem ich käme. Sie sagten dagegen: dieß sey eine verstolene und Streifreyähnliche Expedition gewesen; die meinige aber betrachteten sie

in einem ganz verschiedenen und höhern Lichte. Mir würden daher mehrere und vornehmere Personen entgegen kommen, und man wünsche, mir jede angemessene Höflichkeit zu erzeigen, welches auf jenem Wege, der Gewohnheit gemäß, besser geschehen könne.

So sonderbar nun dieser Vorschlag war; — denn ich fand hinterher, daß ich dadurch an 40 Meilen mehr machen mußte; — so bestanden sie doch darauf; und ich glaubte, diese Verhandlung um so mehr erzählen zu müssen, weil daraus erhellt, wie hartnäckig sie auf Formalitäten und Gebräuche halten, da sie so viel Anhänglichkeit an einen so unvernünftigen und schwierigen, wo nicht unmöglichen, Gebrauch zeigten.

Mein williges Versprechen, mich nach den Gebräuchen des Hofes zu richten, die sie mir vorzählten, machte ihnen viel Vergnügen, so wie auch meine warmen Versicherungen aller Achtung und Freundschaft gegen den König, die, wie ich ihnen zu verstehen gab, der einzige Grund meiner Nachgiebigkeit gegen ihre gedachte Forderung wären; denn sie möchten nicht glauben, fügte ich hinzu, daß ein englischer Gesandter sich durch ein Beyspiel oder eine Gewohnheit den

Holländer würde regieren lassen, die ein kleines Volk, ohne einen König und ohne Flotte und Armeen wären. Ihre Antwort war: die große Macht und Ueberlegenheit der Engländer wäre ihnen völlig einleuchtend, und es würde mir daher höhere Achtung bewiesen werden, als je den Holländern, oder irgend einem andern Gesandten wiederfahren wäre.

Es war nur noch ein wichtiger Punkt in Rücksicht der Art, wie ich mich Candy nähern sollte, auszugleichen: die Anzahl meiner Sepoys. Sie blieben fest dabey, daß sie ganz unnöthig wären; der König würde mir eine hinlängliche Wache von seinen Sepoys geben, oder so viel ich deren verlangte; ich würde daher die meinigen nicht brauchen; wollte ich aber einige bey mir haben: so möchte ich sechs bis sieben mitnehmen, und hoffentlich würde ich nicht daran denken, mehr mitzubringen. In Ansehung dieses Punkts hatte jetzt die Rücksicht auf Sicherheit bloß gegen die Candianische Politik weniger Einfluß, als sie noch vor einigen Tagen gehabt haben würde. Da ich indessen von ihrer Falschheit so manches gehört, und selbst einiges bemerkt hatte: so konnte nicht völlig davon abgesehen werden. Aber auch

aus andern Gründen wünschte ich sehr, meine Sepoys bey mir zu behalten. Sie waren bey weitem der beste Theil meines Aufzugs, und würden sich vor dem zwar zahlreichen und prächtigen, übrigens aber aus Gesindel bestehenden Gefolge, das die Holländer immer mit sich führen, sehr vortheilhaft ausgezeichnet haben. Außerdem war es ursprünglich eine wesentliche Absicht meines Plans, unsere Soldaten dem Könige und seinen Generalen zu zeigen, um ihnen gehörige Ehrfurcht für das militärische Uebergewicht ihrer neuen Freunde beyzubringen.

Ich setzte ihnen diese Gedanken zum Theil auseinander, indem ich die Hoffnung äußerte, es würde dem Könige und seinem Hofe großes Vergnügen machen, so viele Freunde, als möglich, und besonders so achtungswürdige und thätige Freunde, zu sehen; was aber mich selbst beträfe: so würde es, nach dem Charakter, den ich bekleidete, meiner Pflicht entgegen seyn, einen in Rücksicht auf die Würde desselben so wesentlichen Punkt aufzugeben; aus aufrichtiger Achtung gegen die Würde ihres Hofes und die Heiligkeit ihrer Gebräuche hätte ich in Rücksicht der vorigen Punkte Nachgiebigkeit versprochen; ich verlangte

daher in diesem wichtigen Punkte von ihnen eine gegenseitige Ehrfurcht für die hohe Macht, die ich repräsentire; überdieß möchte die kleine Wache, die ich bey mir hätte, ungeachtet sie jetzt bloß als zu meinem Aufzuge und Gefolge gehörig in Betracht käme, auf meiner Rückreise vielleicht zur Vertheidigung gegen Feinde oder unvorhergesehene Gefahren nöthig seyn.

Dieß Argument wurde sehr lang ausgesponnen. Sie näherten sich dann einen kleinen Schritt, und willigten ein, erst acht, endlich jedoch zehn Mann mitzubringen. Ich blieb zuerst streng dabey, alle mitzunehmen; da sie aber, meinen Erwartungen entgegen, bey ihrer außerordentlichen Hartnäckigkeit verharrten, und nur wenig nachgaben: so hielt ich es für das Beste, mich ein für allemal zu erbieten, die Hälfte, nämlich 25, zurückzulassen; ein Anerbieten, das ich hoch in Anschlag brachte, als eine Nachgiebigkeit, die ich bey mir selbst nur als einen Beweis meines höchsten Bestrebens, ihren Wünschen zu begegnen, rechtfertigen könnte.

Gleich dem alten Lear also von meinen funfzig Rittern auf fünf und zwanzig herab gebracht, erwartete ich wenigstens die Bewilligung dieser,

erschrack aber nicht wenig über dieselbe Antwort: „Wozu ist auch nur einer nöthig?" Die beiden Negociateurs sagten: sie wollten, den erhaltenen Befehlen gemäß, alle Umstände unserer Conferenz nach Hofe senden, besonders den letztern; von dort aus würden dann Befehle in Betreff unserer weitern Reise, nach dem Belieben des Königs, erfolgen. Ich drang darauf, wo möglich, so gleich weiter zu reisen, denn die Zeit wäre sehr kostbar; aber vergebens; — ihre Befehle und Gebräuche waren ihnen heilig, und mußten befolgt werden. Sie versprachen jedoch, ihre Depesche in aller Eil abzusenden, und hofften, am dritten Tage Antwort zu erhalten. Ich glaubte ihnen nicht, wartete jedoch geduldig.

Unsere unglaublich langweilige Conferenz schloß endlich, von ihrer Seite, mit sehr genauer Nachfrage nach der Beschaffenheit und der Menge der Geschenke, die ich für den König mitbrächte; in wie vielen Schachteln und Koffern sie enthalten wären, und wie viel Menschen zum Tragen derselben erfoderlich seyn würden. Da ich nur wenige und nicht sehr schwere Geschenke hatte: so wich ich der genauen Angabe so gut als möglich aus.

Wir giengen erst früh um sieben Uhr auseinander. Endlich wurde auch der dringende Artikel Proviant für unsere fast hungersterbende Leute in Betracht gezogen. Es wurde Reis mit nöthigem Zubehör gesendet, aber wenig mehr als grade auf einen Tag für die Sepoys erfoderlich war, so daß die armen Last- und Palankinträger, die ich nicht so sehr bedauerte, wenig oder gar nichts erhielten. Ich ließ deßhalb wiederholte Vorstellungen, auch wegen mehrerer Aufmerksamkeit für das Hauptquartier thun; denn sie hatten für Mr. Cherech und mich nur dieselbe Kost gesendet.

Den 20sten Februar. Hier ist nicht das Land, wo Milch und Honig fließt. Einige Eyer abgerechnet, erhielten wir bloß unsern Reis mit Zubehör. Glücklicherweise brachte uns Solyman noch ein paar Stück Geflügel. Bey unsrer Hungersnoth war es uns jedoch ein Trost, zu finden, daß sie mehr von Mangel, als von Vernachläßigung herrührte. Reis war nicht im Ueberflusse da, sollte aber weiter hinwärts in Quantität zu finden seyn. Wir hatten also wenigstens eine gute Aussicht. Geflügel durfte nicht gegeben werden, da ein königliches Gesetz verbietet, in

seinen Besitzungen irgend einem Thiere das Leben zu nehmen, ausgenommen in Geheim, wie es allgemein in Rücksicht des Geflügels geschieht, und wir auch thun durften.

Den 21ten Februar. Unsre Leute wurden endlich versorgt, und am vorigen Abend erhielten alle Palankin- und Lastträger eingeschlossen, hinlänglich Reis u. s. w. Gewürze ausgenommen, über deren Mangel die Sepoys um so mehr klagten, da sie dergleichen nicht einmal kaufen durften; eine schlimme Folge ihrer pünktlichen Gastfreundschaft. Die Großen wollten entweder oder konnten auch wohl nicht alles anbefehlen, was wir brauchten; und die geringen Leute durften für nichts Geld nehmen. Dieß war besonders an der Tafel des Hauptquartiers fühlbar, wo heute das obgedachte Geflügel erschien; und wenn sich nicht Hülfsquellen eröffnet hätten: so würden wir sehr bald im eigentlichsten Verstande Fastenzeit, nicht nur in Rücksicht alles Fleisches gehabt, sondern auch keine frische Butter und Milch und nur sehr wenig Eyer bekommen haben.

Ich erfuhr an diesem Morgen, daß die beiden alten Männer diesseits des Flußes wären. Ich gieng zu ihnen, entschlossen, wenn es ohne Beleidi

digung oder Jögerung geschehen könnte, einige Ehrenpunkte, bey denen sie mir ungerechterweise den Vortheil abgewonnen hatten, zu berichtigen. Ich erwartete, daß man mir an diesem Tage, wie ich es am vorigen Tage gethan hatte, die Oberhand lassen, und daß einer von ihnen mich nun in den Pandaul führen würde, wie ich ihn geführt hatte. Dieß wurde aber, als ihren Gewohnheiten und Befehlen entgegen, durchaus verweigert.

Ich setzte in starken Ausdrücken auseinander, daß man Mr. Pybus mit weit mehr Ehrfurcht behandelt hätte, und daß er in dem für ihn zubereiteten Hause, eben hier, von einem Generale wäre besucht worden; beschwerte mich über die falsche Darstellung, welche die am Abende vorher an mich gesendeten Personen in Rücksicht dieses Punktes und anderer versucht hätten; und bewies, daß der Mißverstand jetzt so vollständig, als möglich, müsse berichtigt werden.

Dieser Beschwerde half der Sprecher, wie wohl erst nach vielen Wiederholungen und Erläuterungen, durch einen Einfall ab, der, so weit es den Ehrenpunkt betraf, mich völlig befriedigte, ungeachtet dieser Ausweg nur eine Er-

findung des Augenblickes war. Der Besuch, — sagte er — wäre mir längst zugedacht; da aber der für mich zubereitete Platz nicht groß genug wäre: so hätte man den Pandaul errichtet — der auch als mein Haus zu betrachten wäre. Dieß löfete alle Schwierigkeiten. Ich sendete unverzüglich einen Chubdar und Peon ab, um Besitz davon zu nehmen, und führte dann meine neuen Gäste nach meinem neuen Hause.

Hier fand sich aber, daß sie mir nichts Neues zu sagen hätten, und es bloß ein ceremonieuser Besuch wäre, vielleicht in der Absicht, weitere Beobachtungen über uns und unsere Sitten anzustellen. Nach den gewöhnlichen Complimenten und einigen sehr bescheidenen Klagen von meiner Seite in Betreff der Lebensmittel, sagten sie mir, daß sie gestern früh an den König eine Nachricht von unserer letzten Conferenz gesendet hätten; und da der Premierminister und die Generale, denen diese Geschäfte ablägen, so sehr als ich, Eile wünschten: so hofften sie noch diese Nacht oder morgen früh auf Antwort. Auch wünschten sie außerdem, mich wieder zu sehen, da sie noch über andere Gegenstände mit mir zu sprechen

sehr erfreuen würde, gedächte aber in der Nacht oder am Morgen darauf zurückzukommen. Ich konnte in Rücksicht dieser neuen Zögerung nichts anders thun, als daß ich dringend bat, sie so sehr als möglich abzukürzen; und war froh, als ich sie endlich zum Aufbruche geneigt sah.

Da sie übrigens, nach ihrer Lieblingsneigung, außerordentliche Ehrfurchtsbezeugungen zu fodern, (z. B. gleich anfangs, daß ich hieher zu Fuße gehen sollte,) statt sich mit dem schon bewilligten zu begnügen, immer noch mehrere verlangten: so war ich sehr froh, daß ich sie wankend, ja sogar vollkommen nachgiebig bey meiner Einwendung gegen eine Fodrung fand, die sie anfangs sehr feyerlich vortrugen, da sie unter andern verlangten, daß ich mich, wenn ich mich dem Könige näherte, wie der Premier-Minister und alle Gesandte es thäten, auf die Erde werfen, und so lange liegen bleiben müsse, bis ich Erlaubniß aufzustehen erhielte. Dieser Punkt wurde aufgegeben, und die Ceremonie des Knieens, in die ich willigte, genehmigt.

Gegen das Ende unserer Unterredung erstaunte ich über die persönliche Neugier, die man in Rücksicht meiner äußerte, und über die

Art der Fragen des alten Mannes an mich. Er begieng eine Grobheit so höflich als möglich; er erklärte auf eine entschuldigende Weise, daß Freunde alle Umstände von einander zu wissen wünschten, und daß der König das Verdienstliche meiner Reise um so höher in Anschlag bringen würde, wenn er erführe, welche Lage und welche Verwandten ich deßhalb verlassen hätte; er würde mir daher sehr verpflichtet seyn, wenn ich ihm wollte wissen lassen, in welchem Range ich stünde, und seit wie lange, und dann meine ganze Privatlage: ob ich verheirathet sey? — ob ich Kinder habe? — und wie viele? — ob Vater oder Mutter oder einige Brüder und Schwestern und wie viele — am Leben wären? und in welcher Lage sie sich in Rücksicht auf ihr Vermögen befänden? Kein Amerikaner kann fragseliger, und zugleich kein Pariser höflicher seyn. Ich machte mir ein großes freundschaftliches Vergnügen daraus, seine Neugierde in Rücksicht der Punkte, wo ich es für gut fand, zu befriedigen, und er äußerte sich darüber sehr vergnügt und verpflichtet.

Den 23sten bis 28sten Februar. Nie brachte ich so viele Tage so ängstlich zu. Am 28.

wären es bereits sechs Tage, daß der alte Secretair uns mit der Versicherung verlassen hatte, den ersten oder zweyten Tag zurückzukommen; aber bis zwölf Uhr am 28ten hatte ich von ihm und über ihn nichts weiter gehört, als daß er nach Candy gegangen wäre. Jetzt hörten wir endlich von den Leuten, die, zufolge einer sehr dringenden Vorschaft an seinen in Caravvety zurückgebliebenen Collegen, Lebensmittel brachten, daß ein General, aus dem Poulipanny-Districte und eine andere vornehme Person aus Candy gestern zu Altwatay angekommen wären, und von dem alten reisenden Secretair heute in Caravvety erwartet würden.

Ich wiederholte meine gestrige Vorschaft an diese Leute, ungeachtet ich zweifelte, daß sie dieselbe überbringen würden, drang von neuem auf Beschleunigung, und verlangte mit aller möglichen Höflichkeit und Artigkeit eine Antwort nebst einigen Nachrichten, ob wir nicht bald weiter gehen würden. Uns wurden alle Mittel dazu geflissentlich entzogen, und zwar mit einer Sorgfalt, die meine Bedenklichkeiten sehr vermehrte. Seit einigen Tagen durften meine Leute nicht auf das jenseitige Ufer kommen, wo der

ständig Wachen, oder vielmehr Wächter, aufgestellt waren. Ich versuchte, vermittelst kleiner Detachements in einige benachbarten Dörfer und durch Umwege über den Fluß, uns Nachrichten, wo möglich, im Geheim, und Geflügel öffentlich zu verschaffen. Aber beides traf nur spärlich ein. Den 27ten kam eines dieser Detachements mit der Bestätigung der frühern Nachricht an, daß ein holländischer Gesandter von Columbo aus mit Europäern und Malayen auf dem Wege wäre. Solyman, der Anführer unserer Kundschafter, wurde diesen Morgen mit einem in unsern Diensten stehenden Cingaleser abgefertiget, um, wo möglich, von diesem wichtigen Umstande ganz gewisse Nachricht einzuziehen. In der That aber ließ mich, diese und andere Schwierigkeiten und Unfälle abgerechnet, die hartnäckige Zögerungssucht, die auf eine sonderbare Weise selbst den Anfang meines Geschäfts immer verschob, an dessen wirklichem Abschlusse zu der bestimmten und dem öffentlichen Dienste nach erfoderlichen Zeit *) verzweifeln, so wie es auch,

*) Der Angriff auf Columbo und die übrigen holländischen Niederlassungen in Ceylon. Da dieß ein großer Gegenstand der südlichen Expedition war, die so glücklich und

andern Umständen nach, nicht sehr wahrscheinlich war, daß wir die erwarteten Fortschritte zu machen im Stande seyn würden. Habe ich in dem mir anvertrauten Theile der Geschäfte geirrt: so geschah es nur in Rücksicht des Eile. Denn wäre ich nicht vorwärts geschritten, wie es der Fall war: so würde es augenscheinlich ganz unmöglich gewesen seyn, noch etwas in dieser Jahreszeit für den Dienst zu thun. Selbst

so frühzeitig am 18. November vorigen Jahrs, mit der Wegnahme von Negapatam eröffnete: so hatte ich oft die Ehre, darüber mit Sir Edward Hughes und Sir Hector Munro zu berathschlagen. Besonders ließ sich letzterer sehr umständlich darauf ein, sagte seine Meinung über die nöthige Truppenzahl u. s. w. Eile, war indessen eben so nothwendig, als militärische Stärke. Unglücklicher-, wahrscheinlich aber unvermeidlicher, Weise, blieb die Flotte beynahe zwey Monate zu Negapatam nach der Wegnahme dieses Platzes. Als nach der Einnahme von Trincomale Sir Ed. Hughes sich zu Ende des Januars 1782 zur Abfahrt nach Madras anschickte, sprach ich noch sehr ausführlich mit ihm über diesen Gegenstand. Es war damals unsere Meinung, daß, wenn ich mit der möglichsten Eile nach Candy reisete, die erforderlichen Maaßregeln zur Beförderung und Sicherung der wichtigen Zwecke bewirkt werden könnten, da die Flotte auf der westlichen Seite von Ceylon nicht vor der Mitte des Aprils zu agiren im Stande war, und Sir Edwards Absicht dahin gieng, unverzüglich nach Madras zurückzukehren, und mit der stündlich zu erwartenden Escadre des Commodore Aims zu agiren.

so wie ich verfuhr, und so sehr auch alle ihre Zweifel und thörichten Besorgnisse beseitigt zu seyn schienen, machte doch die bigotte Anhänglichkeit dieses sonderbaren Volks an ihren langsamen Gebräuchen und Formalitäten jede zeitgemäße Verhandlung mit ihnen sehr unwahrscheinlich. Hoffentlich wird man aus meiner Erzählung augenscheinlich ersehen, daß ich sie wenigstens möglichst zu befördern suchte; andrerseits dürfte ich jedoch nur zu viel gegen mich haben. Aber die Wichtigkeit des Zwecks überwog, nach meinem Dafürhalten, die Gefahr der Mittel oder die Erheblichkeit der Werkzeuge; und auf einer solchen Wagschale ist Wagen Klugheit.

Ich hoffte noch immer, daß vielleicht in wenigen Stunden irgend eine Nachricht, meine Geschäfte betreffend, ankommen würde. Unterdessen saßen Mr. Cherech und ich geduldig in unserm Pandaul und verzehrten unser letztes Huhn mit Mango. Wie ich erwartete, wurde um sieben Uhr ein Besuch der Deputirten angekündigt, und um neun Uhr erschienen sie selbst. Sie kamen an das diesseitige Ufer mit einem zahlreichen und prächtigen Gefolge, das den General begleitete, mit einer sehr ansehnlichen Menge ihrer auf sehr

verschiedene Art gerüsteten Sepoys, verschiedener Musik, mit Fahnen und einigen kleinen Drehbassen.

Wir nahmen unsere Sitze mit großer Förmlichkeit ein, und nach den gewöhnlichen langweiligen Complimenten fand ich endlich, zu meiner großen Zufriedenheit, daß dieser General von dem Könige geschickt wäre, mich abzuholen; bey der weitern Unterredung erfuhr ich aber, daß sie bey ihrer Umreise auf dem Colombaer Weg bestanden, der wieder eine zwey bis dreytägige Zögerung verursachen mußte. Eben so hartnäckig waren sie in Rücksicht zweyer andern Punkte, des alten, die Sepoys betreffend, und eines neuen, der mein Pferd angieng, das, wie ich in Wahrheit, aber vergebens, versicherte, zu meiner Gesundheit nothwendig war, da ein zweymaliger Ritt täglich meiner Gesundheit sehr zusagte. In Candy darf aber ausser dem Könige Niemand reiten. In Rücksicht der Sepoys wurde endlich, auf ihr Verlangen, in das ich mich zu ihrem Vergnügen fügte, festgesetzt, daß ich deren zwölf nebst einem Anführer mit nehmen könnte, zwölf sollten mit den Zelten ꝛc. hier bleiben. Die andere Hälfte

kehrte unverzüglich zum Dienste nach Trincomale zurück. Mr. Cherech reisete mit mir.

Gunnoor. 167 (englische) Meilen von Trincomale.

Den 4ten März. Hier waren wir nun am Ende unserer Reise; denn ungeachtet Candy noch fünf Meilen entfernt war: so fanden wir doch zu Gunnoor, das an dem Hochwege von Columbo her, ungefähr eine halbe Meile von dem Orte, wo unser Nebenweg in denselben fiel, gelegen ist, und den Gesandten nach Candy nebst ihrem Gefolge zum Aufenthalte dient, das zu unserer Wohnung bestimmte Haus, den Platz, von welchem aus wir mit dem Hofe communiciren sollten.

Unsere Wohnung war ein großes viereckiges Gebäude, innerhalb einem Viereck, das wohl fünfhundert Personen enthalten konnte; die Wände waren, wie gewöhnlich, von Lehm, aber stark genug und gut gearbeitet.

Die beiden Personen, die Abends vorher den Auftrag erhalten hatten, für uns zu sorgen, machten sehr früh einen Besuch, nicht aber mir, wie ich erwartet hatte, sondern den Geschenken, die ich mitbrachte. Sie wurden in ein dazu bestimmtes

Gebäude im Mittelpunkte des innern Vierecks gebracht. Dann schickten sie Jemand an mich ab, der, nach sehr höflichen Erkundigungen nach meiner Gesundheit ꝛc. den Wunsch äußerte, daß ich sie begleiten möchte. Da ich mich aber zu schwach und zu ermüdet fand, als daß ich irgend eine unnöthige Ceremonie hätte übernehmen mögen: so bat ich, mir dieselbe zu erlassen, und statt meiner Mr. Cherech zum Begleiter zu nehmen, der auch bey dieser Gelegenheit die Ceremonien übernahm.

Bald darauf erhielt ich die Bothschaft: es wären zwey Personen vom Hofe am Flusse angekommen, der ungefähr zwey bis drey hundert Ruthen von meiner Wohnung entfernt war, um mich zu besuchen; es wäre aber nöthig, daß ich hinginge, und sie beym Ueberfahren in Empfang nähme. Da sich dieß, trotz meinen Vorstellungen, daß es zu heiß wäre ꝛc. nicht ändern ließ: so war ich froh, daß man, da wir an den Fluß kamen, meine Entschuldigung gelten ließ, daß ich wegen Ermattung nicht die sehr steile und lange Stiege von zerbröckelten Felsenstücken an den Fluß hinunter gehen könnte. Ich wartete daher in einer Pagode, dicht am Wege; und da meine Be-

ſucher kamen, führte ich ſie mit großer Formalität in unſere Wohnung.

Eine lange Veranda, längſt einer Seite des innern Vierecks hin, dient bey ſolchen Gelegenheiten zur Scene der Conferenzen. Sobald wir hier angekommen waren, begannen meine Beſucher den erſten Theil ihres Complimenten-Geſchäfts mit Erkundigungen nach unſerer Geſundheit, unſerer Bequemlichkeit ꝛc. Hierauf ſchritten ſie, zu meiner eben ſo großen Verwunderung als Freude, ſchnell zu wirklichen Geſchäften über, und berichteten mir, daß, da ich ſchon ſo lange gewünſcht hätte, meine Aufträge ſchnell in Erwägung gezogen zu ſehen, der König gnädigſt geruhe, dieſen Abend zu meiner erſten Audienz und zur Uebergabe meiner Briefe zu beſtimmen.

Nichts konnte mir angenehmer ſeyn, als dieſe Stimmung; ich äußerte mein Vergnügen darüber in den ſtärkſten Ausdrücken, und ſagte ihnen, daß ich zu allem bereit wäre, eine Foderung ausgenommen, die ich, da ſie mir als ein Gebrauch dargeſtellt worden, allerdings zu erfüllen verſprochen hätte, nämlich vom jenſeitigen Ufer an nach Candy zu Fuße zu gehen; weil ich, bey meiner außerordentlichen Ermüdung und Schwä-

che fürchtete, gänzlich außer Stande zu seyn, soweit zu kommen, und daher um die Gnade bäte, mich in einem Dooley tragen zu lassen.

Aber alle meine dringenden Bitten waren vergebens; es wäre ungewöhnlich und unzulässig, sagten sie. Und da ich ihnen vorstellte: daß bey einer so strengen Anhänglichkeit an Gebräuche die wichtigsten Geschäfte verabsäumt oder vereitelt werden müßten: so antworteten sie: es könne nichts Wichtigeres geben, als die Gebräuche ihres Landes und die ihrem Hofe gebührende Ehrfurcht; *) Gesandte, die nicht nach Candy zu Fuße gehen könnten, müßten zu Gunnoor bleiben; und wirklich hätte ein portugiesischer Gesandter aus Goa deßhalb hier fünf bis sechs Wochen bleiben müssen. Ich ersuchte sie, sie möchten dem Könige mein ernstliches Verlangen vorstellen, mich in allen möglichen Fällen in die Gebräuche des Landes zu schicken; bewieß ihnen aber zugleich die Nothwendigkeit, das mir

*) Auf dem Ufer, nach Candy hin, hat der König allein das Vorrecht zu reiten, und sich in einem Palankin tragen zu lassen; auch darf auf der andern Seite, von Matenda Caravvety her, ungefähr 60 Meilen, niemand in einem bedeckten Dooley reisen.

übertragene Geschäft unverzüglich vorzunehmen; und ungeachtet ich gänzlich außer Stande wäre, diesen Abend ihr Verlangen zu erfüllen: so wollte ich doch morgen es versuchen, so schädlich oder gefährlich es auch für mich werden möchte, wenn ich nicht die für diesen Abend erbetene Gnade erhalten sollte.

Sie übergaben mir dann einen Brief aus Trincomale, mit einer nichts sagenden Entschuldigung der späten Zustellung desselben; denn er hätte mir unterwegs übergeben werden sollen. Er war vom Capitain Bonnevaux, Commandanten zu Trincomale, und voll Besorgnisse nicht nur in Rücksicht des glücklichen Ausgangs meiner Geschäfte, sondern auch unserer Sicherheit, und enthielt Nachrichten von den feindseligen Befehlen, die von Candy ausgegangen waren, worin, bey den strengsten Strafen, aller Verkehr mit den Engländern verboten, und eingeschärft wurde, alle, die man im Lande finden würde, aufzugreifen; Befehle, durch die aller Verkehr mit dem Lande abgeschnitten wäre, so daß in Trincomale großer Mangel an Lebensmitteln herrschte.

Ich machte sogleich meine Besucher sehr feyerlich auf diesen Punkt aufmerksam, und be-

schwerte mich in den stärksten Ausdrücken über eine gegen ihre Freunde so beleidigende und undankbare Maaßregel. Der Fall war so wichtig und die Zeit so dringend, daß ich es für nöthig hielt, das mir übertragene Geschäft gewissermaßen zu anticipiren. Ich stellte ihnen vor, daß der Zweck meiner Ankunft der wäre, eine feste Freundschaft und Sicherheit gegen ihre Feinde und Unterdrücker zu stiften; und daß unser ganzes Betragen, seit unserer ersten Landung bey Trincomale, mit diesen freundschaftlichen Grundsätzen völlig übereinstimmte. Dieß zeigte ich ihnen ausführlich, und bedeutete ihnen zugleich, ernstlich zu überlegen, welche unangenehme Folgen daraus entstehen müßten, wenn man die feindseligen Ideen ausführen sollte, irgend eine zu den Engländern gehörige Person aufzugreifen; so wie ich endlich darauf drang, daß diese beleidigenden Befehle sogleich widerrufen und an deren Stelle andere erlassen würden, wie wir sie nach unsern freundschaftlichen Grundsätzen und Betragen zu erwarten berechtigt wären.

Sie gestanden mit Freymüthigkeit ein, daß ich Recht hätte, Beschwerde zu führen; und nachdem sie diese nachtheiligen Befehle mit falsch verstan-

denen und unrichtigen Nachrichten entschuldigt, und sich in Rücksicht der übrigen in dem Briefe enthaltenen Nachrichten über den Zustand von Trincomale und der Flotte, — ein Gegenstand, über den sie sehr fragselig waren — befriedigt hatten, nahmen sie Abschied, mit dem Versprechen, unsere ganze Conferenz Sr. Maj. unmittelbar vorzulegen.

Beym Weggehen erwarteten sie dieselbe Begleitung, wie bey ihrer Ankunft, und nicht ohne Schwierigkeit erließen sie mir dieselbe, nachdem ich ihnen gezeigt hatte, wie nöthig es wäre, mich für den bevorstehenden Besuch in Candy zu schonen, der, wie ich immer noch hoffte, entweder noch diesen Abend in einem Dooley, oder spätestens Morgen ohne denselben statt finden würde.

Den 5ten März. Dieser Besuch war aber nicht so nahe, als ich erwartete. Ihres Versprechens ungeachtet, daß mir heute sehr früh die Stunde bestimmt werden sollte, da der General Abends mich nach Candy abholen würde, vergieng der Morgen ohne irgend eine andere Communication, als daß unsere ersten Besucher

sich nach unserem Befinden erkundigten und die Geschenke besuchten.

Ich erwartete immer noch eine Bestimmung der Zeit und der Umstände unserer Audienz, als ungefähr um sechs Uhr Abends ihr Dolmetscher, derselbe, der zu Nallendy Caravvety den Dienst verrichtet hatte, mir, nach vielen Complimenten und Fragen, entdeckte, daß der König gnädigst geruhen wollte, mich am nächsten Abende in Empfang zu nehmen. Diese Zögerung geschah, dem Anscheine nach, und dem nachherigen Geständnisse des Dolmetschers an meinen Debasch zufolge, bloß aus Stolz, um nicht meinen Tag zu wählen, so wie ich den ihrigen nicht angenommen hatte.

Unterdessen gieng der Tag unangenehm genug hin, da das Wetter unerträglich heiß, unsere Wohnung sehr eng und unangenehm und die Lebensmittel in geringer Menge und schlecht waren. Wir erhielten weder Früchte noch frische Eyer und sehr wenig Geflügel.

Den 6ten May. (Erste Audienz bey dem Könige von Candy).

Nach ihrem gewöhnlichen Besuche bey den Geschenken meldeten uns unsere beiden Freunde

förmlich, daß ein General mich Abends nach Candy abholen würde. Alle politischen Geschäfte in Candy wurden, wie ich fand, und schon zu Mallendy Caravvety erfahren hatte, Nachts vorgenommen.

Zwischen sechs und sieben Uhr Abends wurde mir angezeigt, daß der General auf dem jenseitigen Ufer angekommen wäre, und mich dort erwartete. Ich brach daher mit allen unsern Leuten in der besten Ordnung auf, und war jetzt genöthigt, dem General zu Ehren die Stiege an den Fluß hinab zu steigen. So bald er mich kommen sah, stieg er in ein Boot, das auf ihn wartete, und einige seiner vorzüglichsten Begleiter in ein anderes. Da aber das zur Regenzeit tiefe und reissende Wasser damals sehr seicht war: so wateten die übrigen Leute seines Gefolgs, die Soldaten ꝛc. herüber. Die Menge von Lichtern, und der (freylich nicht sehr harmonische) Lärmen ihrer Trommeln, Trompeten und kleinen Canonen auf der andern Seite des Flußes gab der Scene viel Auszeichnendes. *)

*) Diese Beschreibung stimmt im Wesentlichen mit Knoxens Nachrichten von dem Empfange der Gesandten am Hof zu Candy überein. „Zuerst — sagt dieser — sendet der König

Mein neuer Besucher war ein General vom zweyten Range *) von einem sehr einnehmenden Aeußern. Nicht nur zeichnete er sich durch höfliche Artigkeit, die ich, zu meiner Verwunderung, unter dieser Nation sehr vollkommen

verschiedene Großen den Gesandten mit einem starken Gefolge von Soldaten entgegen; die Wege werden alle, mehrere Meilen weit, breiter gemacht, und das Gras abgeschnitten. Trommeln, Trompeten, Pfeifen und Fahnen werden vor ihnen hergetragen; es werden ihnen Lebensmittel und alle andern Bequemlichkeiten unentgeldlich gebracht, so lange sie im Lande bleiben, und zwar wenn sie in der Nähe der Stadt sind, aus dem Pallaste des Königs. Geschenke, Waaren und alles andere, was sie mitbringen, läßt der König tragen. Und wenn die Gesandten in das Haus kommen, das für sie zubereitet und ringsherum mit weissem Cattun behangen ist, wird ihnen eine Wache gegeben, und vornehme Offiziere nebst Soldaten werden zu ihrer Aufwartung bestimmt; ein Umstand, der für eine große Ehre gerechnet wird."

*) Es giebt vier Obergenerale, oder Provinzialgouverneure (Dissauvas); diesen sind die vier großen Theile der Insel anvertraut: Malcoralay westlich, mit Inbegriff von Columbo; Malcoralay südlich, der Point du Gal begreift; Maturelay östlich, wozu Trincomale gehört; und Lovey, worin Jaffnatapam liegt. Unter ihnen stehen andere Generale, Districtsgouverneure, (Roteraus) welche große untergeordnete Districte zu verwalten haben. Ihnen folgen die Berauwies, u. s. w. Das ganze System wird vollkommen regelmäßig verwaltet, und überall findet der schleunigste Gehorsam statt.

und allgemein fand, sondern sich durch freundliche Offenheit und Gesprächigkeit aus.

Ich führte ihn in unser Quartier oder vielmehr in das Quartier der Geschenke und Briefe; denn diese waren der Gegenstand seines Besuches. Nachdem die Art, sie fortzubringen, angeordnet war, und unsere Sepoys, Pikenmänner u. s. w. bereit standen, brachen wir zwischen sieben und acht Uhr Abends auf. Ich hatte die Büchse, in welcher sich die Briefe befanden, aufgeschlossen und sie dem General übergeben, der sie sehr sorgfältig in Musselin einwickelte, sie auf einen silbernen Servis-Teller legte, ein reich goldnes, mit Silber gesticktes, Zeug darüber breitete, und dann das Ganze mit einem feinen weißen Zeuge bedeckte. Er gab mir hierauf den Servis-Teller, um ihn mit beiden Händen über dem Kopfe zu halten. In dieser Stellung sollte ich das mit bis an unsern kleinen Tempel gehen. Ich gab ihn aber der Person, die ihn nach Candy zu bringen bestimmt war, und freute mich, eine so schwere Last los zu werden; denn ich war so schwach, daß schon der Anfang dieser Operationen mich sehr ermüdete. Es läßt sich daher leicht begreifen, wie angenehm ich überrascht wurde, als

der alte Secretair mir bey der Zurückkunft an den Fluß sagte, daß der König, in Betracht der ihm gethanen Vorstellungen, ohne Rücksicht auf den geheiligten Gebrauch, mir auf der andern Seite des Flußes einen Dooley bis auf eine gewisse Entfernung, etwa eine englische Meile von Candy, erlauben wolle; daß es aber dann, innerhalb des unmittelbaren Bezirks des Hofes, durchaus nothwendig seyn würde, den übrigen Theil des Weges zu Fuße zu machen.

Kaum konnte mir in diesem Augenblicke irgend eine Nachricht angenehmer seyn; denn ich verzweifelte gänzlich daran, den Marsch vollenden zu können. Ich hatte indessen beschlossen, eher alles zu wagen, als das Geschäft in der kritischen Lage zu lassen, und in dem beynahe gewissen Falle, daß ich nicht im Stande gewesen wäre, den ganzen Weg zu Fuße zu machen, würde ich das Auskunftsmittel versucht haben, mich von meinen Leuten auf den Schultern tragen zu lassen. Nun war ich jedoch, ohne diese Hülfe nöthig zu haben, gegen die vielleicht meine Führer Einwendungen gemacht oder Widerstand gebraucht hätten, in der Lage, bequem weiter zu kommen, und langte auf der bestimmten Station, wo ein kleiner, ziem-

lich artiger Platz zu meinem Empfang zubereitet war, gegen neun Uhr an. Wir waren durch zwey bis drey befestigte Thore gekommen, aus welchen kleine Parthien von Truppen mit ziemlichen Gepränge hervor traten; einige Malayen hatten ein ganz erträgliches Aeussere. Der alte Secretair war vorausgegangen, um unsere Annäherung zu melden; und wartete an einem andern Thore, auf der Spitze eines steilen Hügels, das von einigen Canonen gedeckt wurde.

Die Menschenhaufen, die sich um uns herum drängten, gaben einen hinlänglichen Beweis von der Bevölkerung der Hauptstadt und der Neugierde ihrer Einwohner, und ich freute mich sehr über die Sorgfalt des alten Generals, der seine Leute zurücktreten ließ, damit unser kleines Gefolge, besonders die Sepoys, sich zeigen könnten, die sehr schöne Leute waren, und ein sehr ehrwürdiges Ansehen hatten. Mr. Cherech bewies auch hier, wie bey jeder Gelegenheit, die glücklichste Thätigkeit und Aufmerksamkeit.

Wir langten bald in Candy an, das wir von besserm Aussehen und regelmäßiger, als irgend eine Stadt in Indien, gebaut fanden. Die Hauptstraße, durch die wir kamen, ist sehr breit;

und ungeachtet die Häuser im Allgemeinen nur ein Stockwerk haben; so scheinen sie doch zwey Stockwerke hoch zu seyn, da an der Seite, nicht an der Mauer, Stufen zur Thüre führen, so daß diese ein Stockwerk von der Straße entfernt zu seyn scheint. Diese Bauart hat dem Anscheine nach die Absicht, die Beschädigungen zu verhüten, welche sonst die Elephanten-Gefechte, die zur Belustigung des Königs auf dieser Straße gehalten werden, an den Häusern anrichten würden.

Nachdem wir ungefähr $\frac{1}{4}$ Meile lang auf dieser Straße fortgegangen waren, bogen wir um eine beträchtliche steinerne Mauer, welche den königlichen Garten einschloß. Dieser blieb links liegen, und nachdem wir um die nächste Ecke herum gekommen waren, sahen wir rechts den Pallast; ein großes steinernes Gebäude, mit sechszehn großen steinernen Stufen, die zu dem Eingange führten, an welchem zu beiden Seiten ein Bogen-Schütze stand; zwey starke, fantastisch gekleidete, Kerle. Oben an der Treppe standen einige ihrer Offiziere, Eingeborne und Malayen; und die ganze, sehr geräumige und offene, Bodenfläche war voll von Soldaten und Elephanten; der letztern waren zwischen vierzig bis funfzig in einem Halbzirkel aufge-

stellt und im Mittelpunkte zwey sehr schöne weiße. Der alte General ergriff häufig die Gelegenheit, mir den Wink zu geben, daß in dem gegenwärtigen Falle größere Pracht statt fände, als je in einem andern; und war sehr begierig zu wissen, welchen Eindruck dieser ungewöhnliche Pomp auf mich machte; zu seinem großen Vergnügen zeigte ich meine Bewunderung in starken Ausdrücken.

Wir hielten hier einige Zeit an, bis weitere Erlaubniß, uns zu nähern, aus dem Pallaste käme. Unterdessen wurde mir angedeutet, daß, außer meinem Dolmetscher, keiner von meinem Gefolge zur Audienz gelassen werden würde. Ich hätte sehr gewünscht, daß Mr. Cherech und mein Schreiber mich begleitet hätten, konnte aber die Erlaubniß dazu nicht erhalten. Sie wurden jedoch durch das erste Thor bis auf die Spitze der Treppe gelassen, die wir jetzt hinan stiegen, und in einen großen Hof geführt.

Am Ende dieses Hofes öffnete sich eine Thür, aus welcher der Minister und vier Generale *)

*) Die bereits erwähnten Obergenerale; den abwesenden Mantherap General ausgenommen.

kamen, um mich zu empfangen. Nach einigen ce remonidsen Complimenten und Fragen begab sich der Minister wieder hinweg, um unsere Ankunft zu melden; kam aber bald mit der bestimmten Erlaubniß zurück, näher zu kommen, und führte dann, (mit den Generalen) mich und meinen Dollmetscher durch die Thüre, durch die er zuerst gekommen war, in einen sehr geräumigen innern Hof, der theils bedeckt, theils offen, und mit breiten flachen Steinen gepflastert war. An allen Seiten das Hofes hin stand eine Menge Personen, dem Ansehen nach Beamte und Bediente des Pallastes. Wir rückten bis in den Mittelpunkt dieses großen Platzes vor, bis wir rechts an einen großen und hohen Bogen kamen, vor dem ein weißer Vorhang hieng.

Hier begannen die Mühseligkeiten der Ceremonien. Man brachte den silbernen Servisteller, nebst den Briefen, und der Minister gab ihn mir, in der Absicht, daß ich ihn, so wie Anfangs, mit den Händen über meinem Kopfe halten sollte. Selbst für einen Mann von völligen Kräften würde es schwer gewesen seyn, eine solche Last in dieser Stellung so lange zu halten; für mich war

ſie aber damals eine ſehr drückende Beſchwerde. Da jedoch der Miniſter dieß bemerkte, unterſtützte er mich auf der einen, und ein General auf der andern Seite dadurch, daß ſie ihre Hand daran legten, indem ſie zugleich als einen neuen Beweis der Aufmerkſamkeit auf meine Lage anführten, daß der König mich mit dem ſonſt gewöhnlichen Gebrauche verſchone, die Schuhe auszuziehen.

Sobald der Vorhang weggezogen war, ſahen wir einen langen faſt überall mit den ſchönſten Teppichen bedeckten Saal. Das Täfelwerk war durch Bogen, die von einer Seite zur andern giengen, einen großen in der Mitte, und zwey kleinere an jeder Seite, getheilt. Dieſe Bogen, und zwey Reihen Pfeiler, die ſie ſtützten, und rechts und links zwey Flügel ausmachten, waren ſehr ſchön mit Feſtons von Muſſelin ꝛc. von verſchiedenen Farben geziert. Zwiſchen den Pfeilern ſaßen die Hofleute in ihrer feſtlichen Kleidung auf den Fersen, nicht mit über einander geſchlagenen Beinen, wie in Carnatic, ſondern auf eine für jeden, der es nicht gewohnt iſt, beſchwerlichere Art, mit vorwärts geſtreckten Knieen. Der Saal war durch Lampen an den Pfeilern und ſehr große

Wachslichter *) am obern Ende jedes Flügels sehr gut erleuchtet. An einem derselben saß der Secretair, mein alter Freund von Nallendy Caravveti her, mit seinem Geräthe zum Protocollführen. Das Ganze endigte sich in einen großen Alcoven, in dessen Hintergrunde ein sehr hoher Thron stand, auf welchem der König mit vieler Feyerlichkeit saß. Hier schien eine Art von gesuchter Dunkelheit zu seyn; gerade als wenn der König, ohne Milton gelesen zu haben, „seinen Thron mit der Majestät der Finsterniß zu bedecken" gesucht hätte. Er war ungefähr sechs bis sieben und dreyßig Jahr alt und von hohem und majestätischen Ansehen; ein starker Mann von schwarzer Gesichtsfarbe, aber von einer offenen verständigen Miene, wie ich nachher fand, da ich ihm näher kam. Im Ganzen erinnerte mich seine Gestalt an unsern Heinrich VIII. Er trug eine große Krone **); eine sehr

*) Bey meiner Erkundigung darüber erfuhr ich, daß die Lichter für den königlichen Gebrauch nicht, wie Raynal und andere erwähnen, mit Zimmtöl parfumirt sind.

**) Unter der Menge seiner Titel zeichnet sich folgender aus: „der König, der eine Krone trägt." In einer von unsern Conferenzen fragten mich einige Generale: „ob der König von England eine Krone trüge."

wichtige Auszeichnung vor andern orientalischen Regenten *).

Das Wegziehen des Vorhangs war das Signal zu unsern Ehrfurchts Bezeugungen. Die meinige bestand, der Verabredung gemäß, bloß im Knieen, noch immer mit dem Servis-Teller über meinem Haupte, der mir beynahe unerträglich schwer wurde. Meine Begleiter verrichteten zugleich die ihrigen, die in dem höchsten Grade orientalischer Demüthigung bestanden. Sie leckten im buchstäblichen Sinne den Staub, indem sie sich mit ihren Gesichtern dicht auf den steinernen Boden warfen, und Füße und Arme, wie beym Schwimmen, in die Höhe streckten. Als sie sich dann plötzlich wieder auf die Kniee erhoben, wiederholten sie mit sehr lauter Stimme gewisse Formeln, die den ausschweifendsten Sinn hatten, der sich nur denken läßt: „Möge das Haupt des Königs der Könige — (ein Titel der Könige von Candy) —

*) Diese ganze Beschreibung stimmt sehr genau mit der Nachricht überein, die Valdäus in seiner Geschichte von Ceylon von der Aufnahme des holländischen Generals Gerhard Hulst, im Jahre 1656, unter der Regierung des Königs von Candy Raia Singah giebt.

bis über die Sonne hinaus reichen! Möge er hundert tausend Jahre leben!" u. s. w. Er antwortete sehr gravitätisch: wir möchten uns nähern; welches wir denn auch zu meinem Vergnügen thaten, doch nicht eher, als bis die vorgedachten Formeln noch ein halb-Duzendmal wiederholt worden waren.

Bey unserm Eintritt in den Saal über zwey bis drey hohe Stufen hatten wir alles dieß noch einmal zu thun und zu leiden, sie durch sechsmalige Wiederholung ihres Niederwerfens, und ich durch Knieen; — und dann zum drittenmale, da wir auf den Teppich ungefähr zehn Ruthen von der Thüre traten. Hierauf wurde ich, an der einen Seite von dem Minister, auf der andern von einem Generale begleitet, an den Thron geführt. Ich kniete dann auf der äußersten Stufe nieder, wobey ich noch immer meine Last, mit unendlicher Beschwerde, in derselben Stellung hielt. Endlich wurde ich davon befreyt, indem der König die Briefe nahm, wobey ich seine oben beschriebene Gestalt und seine Kleidung zu betrachten Gelegenheit hatte. Sein Anzug war weit prächtiger, als ich erwartet hatte, jedoch für das Klima von Candy erstaunend warm. Wahrscheinlich ist aber

die Temperatur der Höfe in allen Theilen der Welt, wo lästiger Pomp und Eitelkeit den Vorsitz führen, einerley.

Da es an diesem Hofe nicht gewöhnlich ist, die Briefe sogleich zu lesen, wenn sie überreicht werden: so legte sie der König abseits, und ich zog mich auf dieselbe Art zwischen meinen beiden Begleitern, das Gesicht immer gegen den Thron gekehrt, zurück. Die übrigen Generale fanden wir am Ende des Teppichs auf ihre Art sitzen; sie sagten mir aber, ich möchte meine Beine ausstrekken, wenn ich sie nur so viel möglich auf einer Seite und ausser dem Gesicht hielte. Ich saß in der Mitte, und hatte auf jeder Seite zwey Generale, und die Dollmetscher ein wenig hinter mir. Darauf begann unser Gespräch, das, wie ich hörte, eine bloße Formalität war. Da es indessen nicht weniger als fünf Stationen zwischen dem Könige und mir gab: so war es äußerst langweilig. Er sprach zu seinem Minister, der an dem obern Ende des Saals, nahe am Throne, knieete; der Minister zu einem Generale; der General zu ihrem Dollmetscher; ihr Dollmetscher zu meinem in malabarischer Sprache; und meine

Antworten hatten folglich dieselbe Reise zurück zu machen.

Er begann mit der Frage: wann ich Madras verlassen hätte, und in welcher Eigenschaft? Als ich ihm antwortete: ich hätte die Ehre, mir das Geschäfft übertragen zu sehen, Briefe an Se. Hoheit zu bringen, und mit Ihnen von Seiten der Regierung von Madras nach den freundschaftlichsten Grundsätzen zu unterhandeln, äußerte er die höchste Zufriedenheit über diesen Beweis von freundschaftlicher Stimmung des Gouverneurs von Madras. Er fragte dann besonders nach dem Wohlbefinden desselben — dann nach dem Befinden der Mitglieder des Conseils — des Admirals und der Officiere der Flotte u. s. w. Als er sich nach dem meinigen und den Beschwerlichkeiten meiner Reise erkundigte, ergriff ich die Gelegenheit, wenigstens den Versuch zu machen, das Gespräch auf meinen Auftrag zu lenken, und ihm zu sagen: ich wäre zwar allerdings sehr durch die Reise ermattet worden und hätte an der Gesundheit gelitten; wäre aber demungeachtet möglichst geeilt, da das mir übertragene Geschäft von der dringendsten Art und in Rücksicht der Zeit sehr

kritisch wäre, und ich hoffte daher, daß wir uns unverzüglich darauf einlassen würden.

Der letzte Theil meiner Antwort schien durch die Dollmetschung ins Cingalesische etwas verloren zu haben; denn der König fragte sogleich, ohne die geringste Notiz davon zu nehmen: ob ich mich nun wegbegeben wollte, oder noch etwas vorzutragen hätte? Ich antwortete: Ich hätte ihm viel vorzutragen, und mit ihm zu verhandeln, wobey ich von neuem dringend die Nothwendigkeit vorstellte, unverzüglich zu dem Geschäfte vorzuschreiten, und wollte eben zuerst den mit einigen Hofleuten zu Gunnoor verhandelten Gegenstand, die feindseligen Maaßregeln gegen alle Gemeinschaft mit den Engländern, vorlegen; aber der mir zur rechten sitzende General *) that mir Einhalt, und sagte mir: der König erwartete, daß ich mich jetzt wegbegäbe; aber er und die übrigen Generale würden sogleich mit mir anderswohin gehen und hören, was ich vorzutragen hätte.

*) Es war der Gouverneur des Districts Malcoratay, in welchem, wie in einer vorigen Anmerkung erwähnt ist, Columbo liegt. Es ist das wichtigste Commando, und der General, dem es anvertraut ist, erhält gewöhnlich den Posten des Premier-Ministers.

Ich hätte lieber sogleich unmittelbar mit dem Könige weiter verhandelt; da ich aber sah, daß ein Wink seiner Willkür Gesetz war, und dabey in Betracht zog, daß das, was ich vorzutragen hätte, schicklicher und wirksamer nach der Lesung des Briefes an ihn vorgebracht werden würde; so fühlte ich die Nothwendigkeit, mich mit der besten Miene zurückzuziehen. Wir brachen demnach alle auf, und begaben uns auf dieselbe Weise zurück, wie wir gekommen waren; ich knieend, sie sich niederwerfend; *) und nachdem wir dieß dreymal wiederholt hatten, fiel der Vorhang nieder.

Conferenzen mit den Ministern und weitere Ereignisse bis zur zweiten Audienz.

Dem Versprechen gemäß führte mich der Minister und die Generale über den ersten Hof, durch den wir gekommen waren, über eine hohe

*) Auch der obigen Beschreibung wird man dieß wahrscheinlich für den herabwürdigendsten Grad von Demüthigung halten. Aber während der Audienz bemerkte ich einen Umstand, der mich noch mehr in Erstaunen setzte. Es fiel etwas vor, das den Minister nöthigte, an das untere Ende des Saals zu kommen. Ich sah ihn nicht aufbrechen; da ich aber zufällig meinen Kopf wendete, fand ich, zu meinem unbeschreiblichen Erstaunen, daß der ehrwürdige Greis

Treppe nach einer niedrigen Gallerie. Hier verließen sie mich, mit dem Versprechen, bald zurückzukehren. Ich hatte den Wunsch geäußert, daß Mr. Eberech unterdessen zu mir kommen möchte. Es geschah. Wir setzten uns am untern Ende unsers langen Zimmers auf eine Bank, die zu einer kleinen Mahlzeit von Früchten, Gebacknen, Gewürzen ꝛc. bereit stand, welche in besondern Gefäßen aufgetragen wurden. Dazu kam etwas schlecht gebacknes, grobes und schweres Brod. Für meinen Schreiber Moß und meinen Dollmetscher Permaul wurden besondere Portionen gebracht.

Es verging beynahe eine Stunde, ehe meine ministeriellen Freunde zurückkehrten. Wir schritten dann zu unserer Conferenz, stehend, wie es bey jedem Geschäfte des Königs durchaus erforderlich ist. — Ich begann damit, daß ich sie auf den allgemeinen Charakter und das Betragen der Engländer in Indien aufmerksam machte; und meinen Instructionen zufolge, suchte

Kopf, gleich einem Hunde, auf allen Vieren einen Gang herab trabte, und auf dieselbe Weise zu den Füßen des Throns zurückkehrte.

ich sie aufs stärkste von unserer unerschütterlichen Festigkeit und Treue gegen unsere Bundesgenossen zu überzeugen. Nachdem ich mich in dieser Rücksicht ihres Beyfalls versichert hatte, drang ich in den Minister, sogleich unser Geschäft vorzunehmen. Er fragte mich, welche besondere Vorschläge ich zu machen hätte. Ich zeigte ihm dann die Nothwendigkeit, zuerst von Seiten des Königs den von dem Gouverneur von Madras vorgeschlagenen Grundsatz der Freundschaft und des Bündnisses anzunehmen und festzusetzen. Wegen dieses und anderer Umstände berief ich mich auf das mitgebrachte Schreiben, und äußerte, daß sobald ich wüßte, daß der König die Vorschläge genehmigte, ich mich unverzüglich auf alle übrigen Umstände weiter einlassen würde. Er erwiederte: das Schreiben wäre noch nicht gelesen worden; (gewiß eine politische Lüge des Alten, die ich für keine gute Vorbedeutung halten konnte, denn während der langen Zeit, da sie mich allein gelassen hatten, mußte es gelesen und in Erwägung gezogen worden seyn); es solle aber unverzüglich gelesen werden, und man wolle keinen Augenblick verlieren; in zwey oder drey Tagen spätestens sollten mir einige Generale aufwarten,

um alle Punkte zu untersuchen; und ich könne bald nachher auf eine zweyte Audienz rechnen.

Nach der ganzen Lage der Dinge hatte ich nicht die günstigste Ahnung; und um so mehr wünschte ich die Sache kurz abgethan. Ich antwortete ihm: da er mich ausdrücklich auf diese Conferenz verwiesen hätte: so hätte ich daraus geschlossen, daß er mit Vollmachten versehen wäre, auf eine etwas wirksame Art zu conferiren; da er aber das Schreiben nicht gelesen zu haben schiene: so wolle ich, um ihm einen desto deutlichern Begriff von meinen Aufträgen zu geben, die Hauptpunkte desselben anführen. Das Schreiben trage auf einen Tractat von fester Freundschaft und Allianz zwischen Sr. königlichen Hoheit von Candy und den Engländern in Indien an; — versspreche den wirksamsten Beystand, den die Engländer leisten könnten, um die Rechte Ihrer königlichen Hoheit gegen die Eingriffe der Holländer zu vertheidigen, und sie in Zukunft gegen sie und alle andern Feinde zu schützen; — dazu sey aber reichliche Unterstützung mit Lebensmitteln und freundschaftlicher Verkehr der Einwohner mit den Engländern zu Trincomale, oder wo sie sonst seyn möchten, erfoderlich; und das Schrei-

An der Ehrwürdigkeit dieser Deputation und dem Schreibezeuge, das der Dollmetscher mitbrachte, sah ich, daß dieß ein Besuch von einiger Wichtigkeit wäre. Auch wurde das Volk, das sich um unsern Conferenzsaal drängte, beordert, sich auf eine gewisse Weite zu entfernen. — Nach den gewöhnlichen Erkundigungen und Complimenten nahmen wir unsere Sitze mit großer Formalität ein. Ich sagte ihnen: es freue mich außerordentlich, daß ihre Gesinnungen mit den meinigen so sehr in Beschleunigung des mir übertragenen wichtigen Geschäfts übereinstimmten, da dasselbe, wie ich, zufolge der von ihnen und dem Minister erhaltenen Versicherungen, glaubte, der Zweck ihres Besuchs wäre. — Da übrigens der versprochene Widerruf der feindlichen Befehle gegen die Engländer ein wesentlicher Präliminar-Artikel wäre: so wünschte ich zu wissen, ob ein solcher Widerruf ergangen sey?

Der erste General versicherte mich: er wäre erfolgt; in seinem Benehmen aber, so wie in den Blicken der andern, war etwas, das mir einigen Verdacht erweckte. Ich fragte: wann? und welche andere Befehle ergangen wären? (denn sie hatten mir versprochen, daß Erlaubniß zur

Verproviantirung von Trincomale gegeben, und die Briefe von dort an mich ohne weitere Unterbrechung befördert; wie auch, daß meine Leute, Mahommed Coßim, Solyman, und einige andere und mein Pferd von Callendy Caravvety kommen, die zur Rückkehr bestimmten Sepoys aber von dort unverzüglich mit Lebensmitteln abgefertigt werden sollten). Seine zaudernde Antwort in Betreff der Zeit und der angegebenen Umstände bestärkten meinen Verdacht; ich fand jedoch für gut, ihn zu verbergen, und befriedigt zu scheinen, in der Meinung, die Zögerung rühre bloß von ihrer gewöhnlichen Langsamkeit und ihrer falschen Scham darüber her. (Und in der That fand ich es nachher so; die verlangten Befehle wurden, nach meinem dringenden Ansuchen, am folgenden Morgen abgesendet.)

Da ich nun hoffte, daß sie sich auf das mitgebrachte Schreiben einlassen würden: so gieng ich zu der Erläuterung der wichtigsten Punkte desselben über; als der General mir sagten, sie hätten noch keine Instructionen, sich auf diese Umstände einzulassen, und mich ersuchte, ihnen zu erklären: aus welchen Gründen die Engländer sich für berechtigt hielten, die Holländer, die

immer so gute Freunde von ihnen gewesen wären, zu bekriegen, und besonders sie in diesem Lande, ohne irgend eine Anzeige von Feindseligkeiten und ohne irgend eine Communication mit dem Könige, anzugreifen.

Ich äußerte mein Erstaunen darüber, daß sie keine Vollmachten hätten, sich auf den Inhalt des Briefes einzulassen. Da ich aber nach der Art ihrer Fragen, und nach der vor einigen Tagen erhaltenen Nachricht, daß der holländische Gesandte sich von seinem Ruheplatze am Wege, wo er noch auf meine Abreise wartete, ohne Communication mit dem Hofe eröffnet hätte, irgend ein neues Hinderniß befürchtete, entschloß ich mich, ihre Fragen möglichst befriedigend zu beantworten. — Dieß gelang mir sehr gut durch die Auseinandersetzung des Ursprungs des Krieges, den unsere guten Freunde, die Holländer, gegen den König von England thätlich durch Unterstützung seiner Unterthanen, welche die Waffen gegen ihn ergriffen, angefangen hätten. Diesen in ihren Augen sehr schrecklichen Umstand stellte ich in möglichst starken Ausdrücken dar, so wie auch die Undankbarkeit der Holländer für alle Verbindlichkeiten und alle Unterstützung, die sie von

England erhalten hätten. Ihre Neugierde hierüber war sehr fragselig, besonders in Rücksicht von Amerika, wovon sie nie gehört hatten. Ich gab alle Umstände an, die ich für nöthig hielt, den günstigsten Eindruck auf sie zu machen, und freute mich, daß alles niedergeschrieben wurde, damit der König desto gewisser Gelegenheit hätte, es genau in Betracht zu ziehen.

Nachdem ihre Neugier in Rücksicht der Macht Englands und der Gerechtigkeit seines Kriegs mit Frankreich aus demselben Grunde befriedigt war, thaten sie mehrere Fragen nach der französischen Macht und Regierung. Auch wußten sie von unserm Kriege mit Spanien; und deuteten natürlich genug an, daß wir den Krieg sehr zu lieben schienen, da wir so viele Feinde auf einmal gegen uns hätten. Sie gaben mir jedoch, auf meine Vorstellungen, zu, daß dieß mehr ein Beweis von unserer Stärke, als von unserm Unrecht wäre; und daß unsere Feinde, trotz ihrem Bündnisse, doch der Macht, die sie beneideten, selbst mit dem Beystand der Amerikaner, zu deren Verführung sie beygetragen hätten, nicht gewachsen wären; wir hätten im letzten Feldzuge die französische Flotte zerstört; unser London (sie

fragten sehr nach unsern großen Städten), wäre blühender und reicher durch Handel ꝛc. als ihre Hauptstadt Paris; und andere Umstände mehr, die sie mir abfragten.

Ihre Neugier streifte in ganz Europa umher; besonders interessirte sie aber Portugal; und sie äußerten ihr Erstaunen darüber, daß sie jetzt nichts davon hörten. Portugal erinnerte sie an die Religion, und sie kamen auf England zurück, indem sie die Hoffnung äußerten, daß dort nicht dieselbe Religion, wie in Portugal, herrsche. Ich befriedigte sie hierüber mit der Versicherung, daß die englische Kirche die mildeste und toleranteste in Europa wäre. Nach einigen allgemeinen Antworten über die europäischen Mächte — denn sie wollten alles wissen *) — schlossen wir diese lange politische Conferenz ungefähr um vier Uhr.

Sie erließen mir auf eine sehr höfliche Art meine Zurückbegleitung an den Fluß, und ver-

*) Auch in Rücksicht des politischen Zustandes auf der Küste. Der Raja von Tanjore stand bey ihnen sehr gut; der Nabob war aber keineswegs ihr Liebling, ausgenommen bey dem Stamme der Cholurs, die Mahomedaner, und eben deßhalb auch vielleicht bey Hofe nicht beliebt sind. Sie sprachen von dem Ehrgeize des Nabobs, in Tanjore einzufallen ꝛc.

sprachen, meine nächste Audienz zu beschleunigen, um baldmöglichst zu Unterhandlungen zu kommen.

Den 10— 13ten März. Vier Tage vergiengen, ohne daß etwas Bemerkenswerthes vorgefallen wäre. Es wurde beständig vom Hofe aus nach uns gefragt, und dann und wann besuchte uns unser Freund, der Dollmetscher, den ich, so viel ich konnte, aufmunterte, alle mögliche Nachrichten einzuziehen. Er war von der Race der Vaddahs *) nach seiner Aussprache (in

*) Dieser Volksstamm, — sagt Knox in seiner Beschreibung von Ceylon — heißt Vaddahs und wohnt in den Wäldern, von andern Einwohnern entfernt. Sie sprechen Cingalesisch. Sie tödten Wild, und trocknen das Fleisch über dem Feuer; die andern Einwohner kaufen es ihnen ab. Sie bauen kein Korn, weil ihre Nahrung bloß in Fleisch besteht. Im Bogenschießen sind sie sehr geübt. Sie haben immer eine kleine Axt bey sich, mit der sie das Honig aus den hohlen Bäumen nehmen. Einige wenige treiben Handel mit den Cingalesern. Sie haben weder Städte, noch Häuser, sondern leben bloß am Wasser, unter einem Baum, in dessen Nähe einige Aeste liegen, damit sich ihnen das nähernde Wild durch das Rascheln in denselben verrathe."

„Sie schneiden nie ihr Haar ab, sondern binden dasselbe auf dem Wirbel in einen Busch zusammen. Die Kleidung, die sie tragen, ist kaum hinreichend, ihre hintern Theile zu bedecken."

„Die wildere sowohl als sanftere Race beobachten eine

einigen Beschreibungen der Insel werden sie Vedahs genannt); ein Volk, das nördlich und nordöstlich wohnt, und in einigen religiösen Gebräuchen, so wie in der Kleidung von den Cingalesern verschieden ist, aber ihre Sprache redet; weniger civilisirt, wie er gestand; aber offener und aufrichtiger, versicherte er, vielleicht, um seine Wahrheitliebe dadurch zu bekräftigen, und muthiger; unabhängig, aber im Ganzen in einem guten Verständnisse mit der Regierung. Bey seinem Aufenthalt in der Nachbarschaft von Trincomale erlernte er die malabarische Sprache vollkommen, und wurde daher als Dolmetscher in Candy empfohlen, wo er, wie ich hörte, sehr beliebt war.

Religion, und haben einen eignen Gott. Die letztern bauen Tempel; die erstern bringen ihre Opfer bloß unter Bäumen; und während des Opferns tanzen sowohl Männer als Weiber um dasselbe."

„Zur Ausstattung ihrer Töchter geben sie Jagdhunde. Sie sollen übrigens artige Menschen seyn. Mißvergnügte Cingalesen verlassen oft ihre Häuser und Freunde, gehen zu ihnen, und werden höflich aufgenommen. Die sanftere Art der Vaddahs kommt, wie bereits erwähnt worden, zuweilen zum Vorscheine, und treibt Handel mit den Cingalesen; die wildere Art aber, Ramba Vaddah's genannt, zeigt sich nie."

Seiner Erzählung nach war die Politik von Candy den Holländern eben nicht sehr günstig, doch weniger ungünstig, als sie es vor dem Tode des letzten Königs, ungefähr drey Wochen vor meiner Ankunft, gewesen war. Seit diesem Ereignisse, fuhr er fort, hätten einige, die von den Holländern wären gewonnen worden, gewisse Intriguen zu ihrem Vortheile versucht, welche der Tod des letzten Ministres unglücklicherweise sehr erleichtert und befördert hätte; der gegenwärtige König, der ungefähr zwanzig Jahre jünger wäre, als sein verstorbner Bruder, wäre bey ihm nicht eben sehr beliebt, und nicht sehr einig mit ihm gewesen. In Rücksicht der Engländer wäre es, da er keine persönliche Gelegenheit zum Verkehr mit ihnen gehabt hätte, um so leichter gewesen, ihn irre zu leiten und gegen sie einzunehmen, besonders zu Anfang seiner Regierung; und ungeachtet seine Gewalt völlig despotisch schiene, und auch, wenn er sie ausübte, in der That wäre: so hätten doch die Generale, bey der Art, alle politische Geschäfte durch so viele Canäle zu führen, und bey der großen Macht, die ihnen in ihrem Distrikte übertragen wäre, große Autorität und starken Einfluß; unglücklicherweise für

uns wäre der erste (von Paicoralay) den Holländern geneigt gewesen. Diesen Ursachen und den groben Entstellungen unseres Betragens und unserer Absichten wären die Hindernisse zuzuschreiben, die wir erfahren hätten; doch wären diese nun zu Ende; denn durch unser Betragen seit unserer Ankunft im Lande, und durch die Erläuterungen, die wir sowohl zu Mallendy Caravovery, als hier, gegeben hätten, wäre der König selbst (der für einen gewandtern und unternehmendern Mann gelte, als sein verstorbener Bruder) völlig aus dem Irrthume gerissen und zu unserm Vortheile zufrieden gestellt worden.

Diese Nachricht war mir um so angenehmer und um so weniger als listig in Verdacht zu ziehen, da sie keineswegs vorher überlegt, sondern mehr durch zufällige Gespräche unserem Freunde, dem Dolmetscher, abgelockt zu seyn schien. Ich wunderte mich jedoch sehr über die Verzögerung meiner zweiten Audienz; bis ich am 13ten von dem Minister eine Antwort erhielt, die sich auf diesen und einige weniger bedeutende Gegenstände, derentwegen ich mich an ihn gewendet hatte, bezog. In Rücksicht des wichtigen Punkts meiner zweiten Reise nach Candy schrieb er mir:

sie sey auf den nächsten Tag bestimmt; was aber die andern Gegenstände betraf, um die ich ihn ersucht hatte, daß mir nämlich mein Pferd von Nallendy Caravvety geschickt würde, daß Mahommed und andere, die sich dort befänden, die Erlaubniß, zu mir zu kommen, erhielten, daß meine Briefe befördert, und die Sepoys, die noch dort zurückgehalten würden, mit Lebensmitteln versehen, nach Trincomale zurückkehren möchten, gab er mir zu verstehen, daß der baldige Abschluß meines Auftrags zu Candy sie unnöthig machen würden. — Er begleitete seine Botschaft mit einem sehr willkommenen Geschenke einiger großen Stücke von wilden Bären- und Elenn-Fleisch, wovon besonders das letzte sehr gut, dem Ochsenfleische ähnlich, aber von feinern Fasern und besserm Geschmacke war.

Zweyte Audienz bey dem König von Candy.

Von Gunnoor nach Candy. Den 14ten März, gegen sieben Uhr Abends, wurde mir die Ankunft des Generals gemeldet, der mich von neuem nach Candy bringen sollte. Ich gieng, wie gewöhnlich, an den Fluß, wo er am Ufer gegen über wartete, bis er mich sah. Dann setzte

er mit einem zahlreichen Gefolge von Soldaten Lichtern, Musik ꝛc. herüber. Der anhaltende Regen, der den Fluß anschwellte, und das Hin- und Herfahren machte das Uebersetzen sehr unangenehm. Ich freute mich, da ich fand, daß es mein alter Bekannter war, der mich in Nallendy abgeholt hatte. Nach der beschwerlichen Ceremonie, ihn nach meiner Wohnung zu führen, kehrten wir zurück und zogen nach der Hauptstadt in derselben Ordnung und mit demselben Pompe, wie das erstemal; auch dießmal wurde mir, auf dieselbe Weite, ein Dooley erlaubt. In Candy mußte ich in dem für mich zubereiteten Hause ungefähr eine Stunde warten, ehe wir die Nachricht erhielten, daß wir uns nähern möchten. Das Gehen war wegen des starken Regens und der Schlüpfrigkeit des Bodens sehr unangenehm. Der General erwartete uns am Thore und wir zogen dann mit demselben Pompe weiter, als das erstemal; wie denn auch, trotz dem Regen, eine ungeheure Menge Volks versammelt war, um uns zu sehen.

Als wir vor dem Palaste angekommen waren, wo wir wiederum die Elephanten aufgestellt fanden, ließ der General unsere Ankunft

melden, und auf mein Ansuchen um die Erlaubniß für Mr. Chorech bitten, Sr. Hoheit zu sehen. (Diese wurde bewilligt, so wie auch für meinen Dobaschy; doch durften sie nicht in das Allerheiligste des Audienzsaals kommen. Nach der Audienz wurden sie in einen großen äussern Hof gelassen, wo sie, nachdem der Vorhang weggezogen worden, in einer ehrfurchtsvollen Entfernung vor Sr. Majestät, die sie kaum sehen konnten, ihr Compliment machen durften).

Ich wurde, wie das erstemal, von dem Minister und vier Generalen in Empfang genommen, und nach einer genauen Wiederholung der vorigen beschwerlichen Ceremonien endlich in den Audienzsaal gelassen, wo ich mich am äußersten Ende des Teppichs niederließ, die Generale zur Seite, mit unserm Freunde, dem Dolmetscher, der, wie ich mit Vergnügen bemerkte, dießmal den Dienst hatte; der Minister lag auf beiden Knieen zu den Füssen des Throns.

Nachdem die ceremoniösen Fragen nach dem Befinden ꝛc. vorüber waren, eröffnete der König das Geschäft mit der Versicherung: das Schreiben des Gouverneurs von Madras hätte bey

ihm die größte Zufriedenheit erweckt; er hätte es mit eben so viel Vergnügen als Aufmerksamkeit in Erwägung gezogen, und stimme ganz den darin enthaltenen Gesinnungen bey; er habe dieß völlig in der darauf bereit liegenden Antwort geäußert; wünsche aber außerdem, daß ich es aus seinem eigenen Munde hätte, und dem Gouverneur von Madras seine freundschaftliche Stimmung gegen die Engländer — seine Freude über die ihm gemachten Eröffnungen, nebst einigen Complimenten über die Art der Führung unsers Geschäfts — so wie seine Wünsche, das freundschaftlichste Verständniß zu unterhalten — mittheilen möchte. Er schloß damit: die Antwort auf das Schreiben des Gouverneurs und die Geschenke für ihn würden nach Allwalay an mich gesendet werden, und empfahl beides meiner besondern Sorgfalt.

Ich versicherte ihn, so stark ich konnte, von dem gegenseitigen Vergnügen, das der Gouverneur und Rath von Madras über die freundschaftliche Stimmung Sr. Hoheit empfinden würden; sie wären bereit, die ihrige durch jeden in ihrer Gewalt stehenden Beweis zu zeigen, wie die Aufrichtigkeit und Treue es erfodere, welche die Eng-

länder immer bey ihren Negociationen beobachtet hätten; in dieser Absicht hätte ich die Ehre, mit Aufträgen von ihnen zu Ihrer Hoheit zu kommen; da Sie in so starken Ausdrücken ihre völlige Zustimmung zu den in dem Schreiben derselben enthaltenen Gesinnungen geäußert hätten: so hoffte ich, wir würden sogleich dazu vorschreiten, den ersten darin vorgeschlagenen Grundsatz, eine beständige Vereinigung zwischen Sr. Hoheit und den Engländern festsetzen und diesem gemäß zu Werke gehen. Er antwortete: er besäße diese Gesinnungen so stark als möglich, und wäre eben so von den Gesinnungen der Engländer überzeugt; sie wären von seiner Seite völlig in dem Briefe ausgedrückt, der mir mit den Geschenken nach Allwalay gesendet werden sollte; da ich so sehr Eile bey der Sache gewünscht hätte: so hätte er sie so schnell als möglich betrieben; es könne daher nun weiter kein Verzug statt finden, und es wären bereits Befehle gegeben, mich auf meiner Rückkehr gehörig zu versorgen und zu begleiten.

Ich dankte ihm für seine Aufmerksamkeit, bedauerte aber, meine Besorgniß bestätigt zu finden, das Geschäft hier beendigt zu sehen. Da ich daher wünschte, wo möglich noch eine weitere

Conferenz zu erhalten, um etwas Bestimmteres und Wesentlicheres auszuwirken: so bemerkte ich, daß die Eile, die ich so sehr gewünscht hätte, sich auf meinen Auftrag bezogen hätte, eine feste Verbindung und Freundschaft mit Sr. Hoheit zu errichten, und gemeinschaftlich gegen ihre und unsere Feinde zu agiren, dem Schreiben zufolge, das ich zu überbringen die Ehre gehabt hätte; daß die Engländer bereit wären, den König zu unterstützen und mit ihm gemeinschaftliche Sache zu machen; und daß ich, da er mit dem Inhalte des Briefes gänzlich zufrieden wäre, seinen Beystand und seine Mitwirkung erwartete.

Hier sagten mir die Generale, wie bey der vorigen Audienz, daß, was die Verhandlung der besondern Punkte betrafe, der Minister nach der Audienz mit mir conferiren würde; daß es aber, da Se. Hoheit gesagt hätte, es sey hier kein weiterer Verzug zu machen, schicklich wäre, sich wegzubegeben; und ertheilten Befehle, daß die für mich bestimmten Geschenke herzugebracht würden. — Da ich nun fand, daß ein Wink vom Throne eine unwiderrufliche Sentenz wäre: so mußte ich mir wohl die versprochene mir untergeordnete Conferenz gefallen lassen; um

Betreff der Geschenke aber fand ich es, da der König mir die an den Gouverneur zweymal empfohlen hatte, nöthig, ihm die Gesinnungen des Gouverneurs hierüber zu erklären.

Schwerlich kann man sich eine Vorstellung von dem Erstaunen der Candyschen Hofleute machen, da sie hörten, daß die Geschenke abgelehnt würden. Distinctionen zwischen Pflicht und Interesse waren in ihrer Theorie und Praxis gleich neu; und vergebens suchte ich dem Königs vorzustellen, daß, so wie sie ihre Gesetze und Gewohnheiten hätten, wir auch die unsrigen hätten; daß die Gouverneure der englischen Besitzungen gesetzmäßig einen ihrem hohen Range angemessenen Gehalt zögen; daß es sowohl die Pflicht, als der feste Entschluß, des Gouverneurs von Madras wäre, alle Neben-Vortheile, es sey durch Geschenke oder auf andere Weise, abzulehnen; er werde durch keine persönliche Rücksicht geleitet, und die ganze Aufmerksamkeit der Regierung sey auf den Vortheil ihres Vaterlandes und ihrer Bundesgenossen gerichtet — Er antwortete: ihre Gewohnheit sey, Geschenke anzunehmen und zu geben; da er nun die von mir überbrachten angenommen hätte: so erwarte er, der Gouverneur

würde auch die seinigen annehmen; sonst würde er sich in der Nothwendigkeit befinden, die zurückzugeben, die der Gouverneur ihm gesendet hätte. — Dieß würde allerdings für die Freundschaftlichkeit unsrer Unterhandlungen ein tödtlicher Stoß gewesen seyn; und ich war daher nicht unzufrieden damit, daß die Generale meiner Antwort dadurch vorbeugten, daß sie mir sagten: wir könnten diesen Punkt mit den übrigen nachher untersuchen.

Die Geschenke für mich wurden dann hereingebracht und mir, während ich immer noch auf dem Boden saß, mit großen Formalitäten übergeben. Der Minister kam, vom Throne her, auf allen Vieren herbey, legte mir eine goldene Kette um den Hals, die, wie alles übrige, in Candy verfertigt und ganz erträglich gearbeitet war; gab mir ein großes Schwerdt, das ich im Handgriff mit Silber ausgelegt und sehr schwer fand; ein Messer und eine sehr große Scheere von sonderbarer Form; silberne Riechbüchsen; einige kleine Tändeleyen, nebst einem Ringe, den er an meinen Finger steckte; einen großen grünen Stein, aber von geringem Werthe, mit einem Stück seidenen und zwey Stücken weißen Zeuges.

Nach Endigung dieser Ceremonieen sagte mir der König: er wolle mich nicht länger aufhalten, und nur noch ein paar mich betreffende Fragen thun: — wo ich geboren wäre? — wie alt ich wäre? — welchen Rang ich bekleidete? — ob ich verheirathet wäre? — ob ich Kinder hätte? ꝛc. Nachdem meine Antworten auf diese wichtigen Fragen von den Secretärs mit eben so vielen Formalitäten, als sollte das Schicksal Asiens entschieden werden, protocollirt waren, nahm ich auf die gewöhnliche, beschwerliche Art Abschied, wiederholte im großen Saale und dann im Vorsaale das Bücken, Knieen ꝛc.

Letzte Conferenzen mit den Ministern, und Rückreise.

Hierauf wurde ich von einem Generale in die bey der ersten Conferenz erwähnte lange und hohe Gallerie am untern Ende des ersten Hofes geführt, wo eine eben solche Mahlzeit, wie damals, gereicht wurde. Endlich, nach einem sehr langweiligen Warten von einer Stunde, erschienen der Minister, die vier Generale *) und

*) Merkwürdig ist es, daß der General vom Mautherapdistrict, mit dem ich zuerst schriftlich so viel Verkehr hatte,

der Dollmetscher. Der Minister begann mit der Erläuterung des besondern Inhalts des Schreibens, das ich als Antwort mitnehmen sollte. Es sollte, sagte er, nach dem Willen des Königs, die stärksten Versicherungen von freundschaftlicher Stimmung gegen die Engländer enthalten; es äußere sein sorgsames Verlangen, eine Verbindung und Allianz zu begründen, wie sie von der Regierung von Madras vorgeschlagen worden sey; damit aber die Allianz so fest und furchtbar werden möchte, daß er ihr beytreten könnte, würde es nöthig seyn, derselben die Sanction des Königs von England durch eigenhändige Unterschrift zu verschaffen; geschähe dieß: so würde der König von Candy jedem Vorschlage beytreten, der in Rücksicht der engsten Vereinigung und Mitwirkung mit den Waffen und dem Interesse der Engländer gethan werden möchte; unterdessen könne

und weiter hin zu haben erwartete, nie wieder erschien, da ich bey Hofe war. So viel ich durch Fragen herausbringen konnte, herrschte zwischen ihm und den andern eine gewisse Eifersucht, wahrscheinlich wegen des Postens des Premier-Ministers; denn der alte Mann war es kaum noch dem Namen nach. Die Abwesenheit des Mauthelay-Generals war ein Verlust für uns; denn er war ein großer Freund der Engländer.

man sich auf seine günstige Stimmung und freundschaftlichen Dienste verlassen.

Die Maaßregel war genommen, der Brief geschrieben und das Geschäft augenscheinlich geendigt. Es war indessen nothwendig, ihr Urtheil über diese Punkte, auf die sich die Zögerungen gründeten, zu berichtigen, und die freundschaftliche Grundlage, die wir zu Stande gebracht hatten, zu befestigen.

Ich äußerte daher das größte Vergnügen über die freundschaftlichen Gesinnungen des Königs, und setzte ihnen auseinander, wie unnöthig und nachtheilig unserm gemeinschaftlichen Interesse ihre Zögerung seyn würde, wenn sie die unmittelbare Sanction des Königs von England zu der vorgeschlagenen Allianz verlangten; die Regierung von Madras wäre vollkommen berechtigt, sie zu schließen, und eben so bereit und fähig, unverzüglich so zu Werke zu gehen, daß alle festzusetzende Punkte vollzogen würden. Auch berief ich mich in Rücksicht der Treue unserer Gouverneure und ihrer Vollmachten, Allianzen zu schließen und zu unterhalten, auf den bekannten Charakter und das Verfahren der Engländer in Indien. Ich könne daher meine Verwunderung über diese beyspiellose

Zögerung in einer Krise, welche die möglichste Eile fodere, nicht verbergen; hoffe aber, bey der Voraussetzung, daß sie bloß von Unachtsamkeit und Irrthum herrühre, nun, da ich ihnen die Sache erklärt hätte, sie würden den Gedanken zurücknehmen, einen Allianztractat schließen, und dem zu Folge bald möglichst lebhafte Maaßregeln ergreifen, die den gegenseitigen freundschaftlichen Gesinnungen des Königs und der Regierung von Madras angemessen wären.

Diese Vorstellungen schienen einigen Eindruck auf sie gemacht zu haben; sie antworteten: sie wollten Sr. Hoheit Bericht davon erstatten und unverzüglich zurückkehren. — Dieß geschah in einer halben Stunde. Der Minister begann dann eine lange Rede, zergliederte die Umstände von Mr. Pybus Negociation vor ungefähr zwanzig Jahren, und beklagte, daß sie keine für sie vortheilhafte Folgen gehabt hätte; die Regierung von Madras hätte damals diesen Herrn mit Freundschafts-Anerbietungen gesendet, die auf eine freundschaftliche Art wären erwiedert worden; — das Geschäft scheine aber, nach seiner Zurückkunft in Madras, statt, ihrer Erwartung nach, auf eine wirksame Art fortgesetzt zu werden,

ins Stocken gerathen zu seyn, und seitdem hätten sie von der Sache kein Wort weiter gehört; dieß Aufgeben einer freundschaftlich begonnenen Negociation habe sie in ein sehr unangenehmes Erstaunen gesetzt, vorzüglich weil sie damals besondere Gründe gehabt hätten, Aufmerksamkeit darauf zu verwenden, da sie einem Bruche mit den Holländern nahe gewesen wären; hätte dieser damals statt gefunden: so hätten sie sich, ohne allen Beystand, selbst ohne Communication mit Madras zu haben, selbst vertheidigen müssen; nun aber, da ein Bruch zwischen den Holländern und uns ausgebrochen wäre, würde die Communication erneuert. — Diese Umstände müßten sie natürlich auf den Gedanken bringen, daß unsere Aufmerksamkeit auf ihr Interesse bloß durch die Anhänglichkeit an das unsere geleitet werde; demungeachtet freue sich der König sehr über die von mir überbrachten freundschaftlichen Anerbietungen und die ihm von mir ertheilten Versicherungen; er wünsche dagegen, daß ich seine freundschaftlichen Gesinnungen in Madras in den stärksten Ausdrücken vorstellen möchte; was aber die Abschließung eines wirklichen Bündnisses betreffe: so müsse er auf der in dem Brief enthaltenen Forde-

rung beharren, daß der Vorschlag dazu ihm vom Könige von England selbst zukommen müsse.

Diese Vorstellung spann der Minister sehr lang aus, besonders seine Bemerkungen darüber, daß sie so sehr vernachläßigt, und in Rücksicht ihrer Erwartungen, die Mr. Pybus Sendung veranlaßt hätte, so sehr wären getäuscht worden. Da dieß, wie ich merkte, der einzige Stein des Anstoßes war, (denn die andern Gründe zu Besorgnissen und Verdacht gegen ihre Absichten, die uns zuerst hinderlich gewesen waren, fanden sich jetzt aus dem Wege geräumt): so erinnerte ich ihn an den Unterschied, den sie selbst zu Nallendy Caravvety*) zwischen jener und meiner Expedition gemacht hätten, und setzte die Sache noch weiter auseinander, indem ich ihnen zeigte, daß meine Vollmachten öffentlich, und die Zwecke meiner Gesandtschaft bestimmt angegeben wären; zugleich bewies ich ihnen so kräftig als möglich die voll-

*) Der alte Secretair, der dorthin an mich gesendet wurde, äusserte in Rücksicht einiger beschwerlichen Ehrenbezeugungen, die ich erweisen sollte, daß meine Sendung von jener frühern sehr verschieden wäre, die, wie er sagte, nur eine verstohlene und stiefelreyähnliche Art von Geschäft gewesen wäre.

kommene Competenz der Regierung in Indien vermöge ihrer anerkannten Vollmachten und des allgemeinen Herkommens. Diesen Punkt suchte ich so sehr als möglich zu verstärken, um den Grund der Verzögerung zu schwächen, auf den man sich bey ähnlichen Gelegenheiten stützen möchte. Für jetzt aber war ihr Entschluß genommen, — auf der Genehmigung des Königs von England zu bestehen.

Dann sagte mir der Minister, um sich vollständiger, als bey der Audienz geschehen war, über die Antwort an den Gouverneur von Madras (Freundschaftsversicherungen und Verlangen, ein gutes Einverständniß zu unterhalten), zu erklären: er müsse mich besonders auf einen diesen Brief betreffenden Punkt aufmerksam machen; er wäre nämlich nicht von dem König, sondern von ihm geschrieben; dieß wäre der Gebrauch des Hofes bey allen seinen Correspondenzen, und diese Gebräuche wären unverletzlich. Da ich ihnen meine Verwunderung über diesen sehr sonderbaren Gebrauch und diese Anmaaßung äusserte, die von der Gewohnheit der größten Höfe in Indien, bey ihren Verhandlungen mit der englischen Regierung, so sehr verschieden wäre, und ihnen zu verstehen

gab, daß ich gewünscht hätte, diesen Umstand ihrer Gebräuche früher zu erfahren, um Muße zu haben, ihn in Erwägung zu ziehen, antwortete er: dieser Gebrauch wäre immer bey ihren Verhandlungen sowohl mit den indischen, als europäischen Mächten heilig beobachtet worden. Hier rechnete er eine erstaunend lange Liste von Höfen her, die alle Negociationen mit der Bewerbung um die Freundschaft des Königs angefangen hätten, die von Seiten des Königs von seinen Ministern wäre beantwortet worden. Insonderheit führte er einen französischen Gesandten aus dem vorigen Jahrhunderte an, der anfangs von der Würde seines Königs sehr hoch gesprochen, und eine Antwort vom Minister ausgeschlagen, endlich aber sich in ihre Gebräuche zu fügen nöthig gefunden hätte; indessen sey die Ehrfurcht seines Königs für die englische Nation so groß, daß er, wenn er ein Schreiben von dem Könige von England erhalten sollte, das bisher behauptete Vorrecht aufgeben und dieses Schreiben selbst beantworten würde.

In Rücksicht der für den Gouverneur von Madras bestimmten Geschenke, die mir mit dem Briefe nach Allwaiay gesendet werden sollten,

äußerte ich jetzt nochmals ausführlich die Gesinnungen des Gouverneurs, und hatte das Glück, die Zustimmung dieses alten erfahrenen und rechtschaffenen Politikers zu erzwingen. Da man mir jedoch zu verstehen gab, daß die Geschenke von geringem Werthe wären, und die Verweigerung derselben sehr nachtheilig werden dürfte: so sagte ich ihm endlich, zu seinem sehr großen Vergnügen, daß, da die Geschenke, ihrer Erklärung nach, nicht von beträchtlichem Werthe wären, und die Annahme derselben demnach dem wahren Geist unserer Gesetze und Pflichten nicht widerstritte: so würde sie der Gouverneur sehr gern als Freundschaftsbeweise von dem Könige annehmen, und in jedem Falle, wo es seine Pflicht erlaube, seine Neigung beweisen, das freundschaftlichste Einverständniß zu unterhalten und zu verstärken.

Den 15ten März. Es war bereits sehr spät oder vielmehr sehr früh geworden, und der alte Minister wünschte sehr zu schließen, ehe es für die gewöhnliche Dunkelheit von Candy zu spät würde. Da ich indessen, von meiner Seite, wünschte, bey dieser unserer letzten Conferenz für den wichtigen und dringenden Punkt der Ver-

[illegible] unſrer Truppen zu Trincomale und der zu erwartenden Flotte ſo viel als möglich [illegible]: ſo machte ich ihn noch auf dieſen Gegenſtand aufmerkſam, und ſprach darüber drin[illegible] mit der möglichſten Feyerlichkeit und Stärke, nicht allein in Rückſicht auf die Gegenwart, ſondern auch einer dauerhaften und regelmäßigen Verfaſſung, als einem durchaus weſentlichen Beweis der freundſchaftlichen Stimmung, die der König in ſo günſtigen Ausdrücken geäußert hätte, und welche die Engländer ebenfalls mit Vergnügen, nach den feſteſten Grundſätzen der Eintracht, unterhalten würden. Er ertheilte mir in dieſer Rückſicht die vollſtändigſten Verſicherungen, und äußerte, daß mir ein Beſuch von einigen Häfen unſrer in Cannoor zugedacht wäre, um alle Punkte, die noch nicht hinlänglich erläutert ſeyn möchten, noch einmal zu unterſuchen, und Anſtalten zu meiner Rückreiſe zu treffen. Endlich wurde dieſe lange Conferenz zu meinem ſehr großen Vergnügen beſchloſſen; denn, bey meiner Schwäche, war ich durch das lange Stehen ſehr ermüdet. Demungeachtet mußte ich ſie bis zu dem gewöhnlichen Ruheplatze zurückführen. Hierauf gieng ich, unter der Aufſicht eines Hofmannes,

der zu meinem Begleiter bestimmt war, nach Gunnoor zurück, wo ich ungefähr um fünf Uhr Morgens ankam.

Gunnpor, den 15ten März. Nachdem nun alle Angelegenheiten so vollständig und befriedigend, als die Umstände es erlauben wollten, ins Reine gebracht waren, fand ich, mit Vergnügen, meine Freunde in Candy eben so sehr, als mich selbst, geneigt, meine Rückreise zu beschleunigen. In dieser Absicht und um uns über unsere Angelegenheiten im Allgemeinen zu unterhalten, kamen diesen Abend, verprochenermaßen, der alte Secretair und ein anderer Hofmann zu mir. In dieser unserer letzten Conferenz wurden mir die vollsten Zusicherungen jedes freundschaftlichen Einverständnisses ertheilt. Sie schloß damit, daß sie mir die für den Gouverneur von Madras bestimmten Geschenke vorzeigten, um mir zu beweisen, daß sie keineswegs beträchtlich genug wären, um für etwas anderes, als Freundschafts-Beweise und Complimente angesehen zu werden. *) Es wurde dann bestimmt, daß wir

*) Sie waren allerdings von sehr geringem Werthe; dieselben, die ich erhalten hatte, und einige nur in der Arbeit verschieden, indem die Handgriffe des Schwerdtes, das

den 17ten aufbrechen und von dem alten Secretair, seinem Gesellschafter und dem Dollmetscher bis Nallendy Caravvety begleitet werden sollten. Das Schreiben und die Geschenke an den Gouverneur sollten wir auf der zweyten Station, in Allivalay, finden. Wahrscheinlich wurde dabey der kürzere und gradere Weg dahin benutzt; ich mußte auf demselben Umwege zurückkehren, auf welchem ich gekommen war. Nachdem die nöthige Anzahl Träger *) und Leute zum Gepäcke herbeygeschafft waren; — denn auf ihr Verlangen hatte ich meine Träger in Nallenby entlassen, — nahm unser Besuch Abschied und wir trafen Reise-Anstalten.

Den 16ten März wurden Erkundigungen wegen unsers Befindens eingezogen, und neue Anerbietungen, uns beym Packen Hülfe zu leisten, gethan. Wir fuhren fort, uns zu unserer Rückreise vorzubereiten.

Messers u. s. w. statt des Silbers, mit Gold ausgelegt waren, und einige Spielereyen äußerst niedlich in Elfenbein gearbeitet.

*) Ungeachtet ich meine Palankinträger unter dem Namen von Pikenmännern behalten hatte: so mußte ich mich doch von ihnen mit Trägern versorgen lassen. Gern hätte ich ihnen diesen Beweis von Höflichkeit, den ich sehr lästig fand, erlassen.

Den 17ten März reiseten wir von Gunnoor nach Oßpoot (16 Meilen). Wir brachen später auf, als ich wünschte, weil unsere Begleiter aus Candy erst nach zwölf Uhr ankamen, und viel Zeit durch die Empfangs-Ceremonieen u. s. w. verloren gieng. Bey dieser Zögerung, bey dem schlechten Wege (durch einige Wäldchen von Zimmt und andern wohlriechenden Gewürzbäumen) und den schlechten Trägern kamen wir sehr spät nach Oßpoot, wo wir, wie das erstemal, Wohnungen und Proviant für uns bereit fanden. Der äusserst schwere und kalte Thau griff mich, nach der heftigen Hitze des Tages, sehr an.

Den 18ten März. Von Oßpoot nach Allwalay, wo ich das bestimmte Schreiben nebst den Geschenken an den Gouverneur fand, (18 Meilen). Wir brachen wiederum sehr spät auf, denn meine Begleiter waren an Langsamkeit gewohnt, und kamen, wie gestern, spät im Nachtquartier an. Die Nacht war so kalt, wie die vorige. — Auf dem halben Wege wurden wir, auf einem engen Platze, von zwey Elephanten aufgehalten. Sie hielten an, um uns zu recognosciren, so wie wir sie; voran stand ein sehr großer, hinter ihm ein

junger. Unsere sechs Sepoys, die voraus waren, und ihr Anführer, der kurz vor meinem Palankin hergieng, feuerte auf den vordersten. Der junge lief sogleich davon; der erstere aber blieb mit erstaunender Standhaftigkeit stehen, und erhielt gewiß mehrere Kugeln. Endlich kehrte er, aber ohne irgend ein Zeichen von Furcht oder Wuth, und ziemlich langsam, in das Gehölz zurück, das sich vor ihm bog und niedersank. Es schien ihm nicht der Mühe werth zu seyn, weiter vorzudringen; und unsere Kugeln schienen weder auf sein Fell, noch auf seinen Muth Eindruck gemacht zu haben.

Den 19ten März. Von Allwalay nach Mallenöy Caravvetty, (18 Meilen). Wir brachen, wie gewöhnlich, spät auf, und langsam, ohne irgend einen merkwürdigen Zufall, am letztern Orte an. Zu meinem großen Erstaunen fand ich hier noch die Sepoys, die nicht, wie mir versprochen war, mit Proviant waren versehen worden, um nach Trincomale zurückzugehen; hier hatte man sie indessen gut versorgt. Ich schrieb daher jene Vernachläßigung mehr einer systematischen Langsamkeit und Indolenz, als unfreundschaftlichen Beweggründen zu. Es freute

reich, Mahammed Cassim vollkommen wiederhergestellt und Solyman zu finden. Mein Pferd und meine Ochsen waren gut besorgt worden.

Den 20sten März. Von Mallendy Caravvety nach Gona, (ungefähr 17 Meilen). Nach einem sehr freundschaftlichen Abschiede von dem alten Secretair, und einem gegenseitigen Versprechen, uns zu schreiben, *) ernannte er einige Mottyarrs und Veraunies, mich den übrigen Weg zu begleiten. Wegen Nachläßigkeit mußten wir auf dem Wege, an einem Wasser, und ohne Lebensmittel Nachtquartier, machen. Ich drohte, mich zu beschweren, wodurch die Mottyarrs in äußerordentliche Furcht geriethen. Wir wurden die Nacht über sehr von Elephanten beunruhigt.

Den 21 März. Nach Gona (ungefähr sechs Meilen). Wir langten hier sehr zeitig an, mußten aber liegen bleiben, weil die Lastträger nicht mit Proviant versorgt waren. Ich drohte den Mottyarrs nochmals, worauf sie versprachen, daß wir nicht weiter vergeblich hoffen sollten. Ich

*) Bey meiner Ankunft in Trincomale erfüllte ich mein Versprechen; ich schrieb ihm mit der ersten Schiffsgelegenheit, und schickte dem Dollmetscher, wie ich versprochen hatte, ein Gewehr.

machte Abends einen Spaziergang in ein schönes Gehölz, das einen Fluß mit einem felsigen Bette hatte.

Den 22ten März. Von Gona nach Wisshtegall, (22 Meilen). Es schmerzte mich sehr, hier zu erfahren, daß die beiden Männer, die mich, bey meiner Herreise, mit 1000 Maas Reis versorgt hatten, ihre 20 Pagoden theuer — mit dem Leben — verdient hatten. Wirklich waren sie deßhalb hingerichtet worden. So feindselig waren die oft gedachten Verbote aller Communicationen mit den Engländern; so unerbittlich grausam wird in diesem Lande der Ungehorsam gegen den König bestraft!

Den 23ten März. Von Wisshtegall nach Permaumadoo, (26 Meilen). Bey der starken Ermüdung einiger unsrer Leute mußten wir einmal lange halten, und kamen spät, und bey schlechtem Wetter, an.

Den 24ten März. Von Permaumadoo reiseten wir an den Tertolay See, nach Trincomale zu, (14 Meilen). Weg und Ansichten waren außerordentlich angenehm; und die Wälder waren, wie ich dieß überhaupt auf dem Rückwege fand, an einigen der schwierig-

sten Stellen ausgehauen. Wir langten bey guter Zeit und bey schönem Mondscheine in dem für uns bereit stehenden Hause an, einige Meilen weiter hin, als wo mir bey der Herreise Halt gemacht hatten. Eine sehr angenehme Lage! Aber meine außerordentliche Mattigkeit und Schwäche hinderten mich, sie zu genießen.

Den 25 März. Vom Tertolay-See nach Tumbela Caumum (12 Meilen). Heftiger Regen machte die Reise am Morgen sehr unangenehm. Wir langten jedoch zeitig im Nachtquartiere an, und ich suchte den übrigen Theil des Tages zu benutzen, mit einigen der vornehmsten Einwohner, unter der Sanction der in Candy errichteten Freundschaft, einen Ochsenhandel einzuleiten. Sie kamen zu mir in meine Wohnung, und schienen sich sehr zu freuen, die auf der Herreise errichtete Bekanntschaft zu erneuern, besonders der alte schwatzhafte Veraunie, den ich hier zuerst getroffen hatte. Ich kaufte ihnen auf der Stelle sechs Ochsen ab, und behandelte noch 500, die nach Trincomale gebracht werden sollten.

Den 26ten März. Von Tumbeka Caumum nach Trincomale, (15 Meilen). Wir

brachen diesen Morgen sehr früh auf, und langten zur Mittagszeit an, so wie wir überhaupt seit unserer Abreise aus Candy, so sehr es nur mein Uebelbefinden und meine Schwäche erlauben wollten, geeilt hatten, um nach Madras zurückzukommen, oder wenigstens Nachrichten dahin zu senden. *).

Ungeachtet es für jetzt unmöglich gewesen war, den großen Zweck meiner Sendung, eine wirksame Allianz mit diesem Volke zu erreichen: so freute ich mich doch, darin glücklich gewesen zu seyn, ihre ungerechten und feindseligen Begriffe gegen uns, die jenes gefährliche Verbot veranlaßt hatten, berichtigt, und im Gegentheil, — ein Umstand, der durchaus zu unserer Existenz in Trincomale und zur Erhaltung der Gesundheit der Seeleute nöthig war — eine hinreichende Verproviantirung aus dem Innern des

*) Auf meiner Rückreise bemerkte ich nicht viel mehr als ich angeführt habe, was von den Vorfällen auf der Hinreise verschieden gewesen wäre, einen merkwürdigen Umstand ausgenommen. Auf den schwierigsten Stellen des Weges waren befestigte Thore errichtet worden; ein ziemlich furchtbarer Beweis, welch ein Glück es war, daß wir in Candy Freundschaft gestiftet hatten.

Landes bewirkt zu haben; und glauben zu dürfen, daß unsere, bis dahin sehr bedrückte und precaire, Lage daselbst vollkommen sicher und bequem geworden sey.

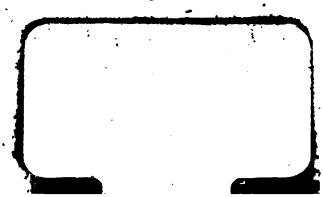
Ich füge hier noch die Entfernungen der Tagereisen bey. Der Leser kann sich daraus einen Begriff von der Schwierigkeit der Wege und den vielen Hindernissen auf der Reise machen.

Reise nach Candy, 1782.

Den 5. Febr.	von Trincomale nach Copputorey	9	Meil.
— 6. —	— Copputorey nach Dumbela Caumum	6	—
— 7. —	— Dumbela Caumum nach Tertolay	16	—
— 8. —	— Tertolay nach Permaumadoo	10	—
— 9. —	— Permaumadoo nach Putlan Caravvety	10	—
— 10.	— — — — — —		
— 11. —	— Putlan Carravvety nach Wilhtegall	20	—
— 12.	— — — — — —		
— 13. —	— Wilhtegall nach dem Felsenfusse	5	—
— 14. —	— dem Felsenfusse nach Gona	16	—
— 15. —	— Gona nach der Ruinen-Ebene	18	—
— 16. —	bis 28. von der Ruinen-Ebene nach Nallendy Caravvety	5	—
— 1. März	von Nallendy Caravvety nach Allwalay	19	—
— 2. —	— Allwalay nach Oßpoot	18	—
— 3. bis 5.	— Oßpoot nach Gunnoor	16	—
— 6. —	— Gunnoor nach Candy	5	—
		172	—

Rückreise nach Trincomale.

Den 15. May	von Candy nach Gunnoor	3	Meil.
— 17. —	— Gunnoor nach Oßpoot	16	—
— 18. —	— Oßpoot nach Allwalay	18	—
— 19. —	— Allwalay nach Nallendy Caravvety	18	—
— 20. —	— Nallendy nach Gona zu	17	—
— 21. —	nach Gona	6	—
— 22. —	von Gona nach Wilhtegall	21	—
— 23. —	— Wilhtegall nach Permaumadoo	26	—
— 24. —	— Permaumadoo nach dem Tertolay See	14	—
— 25. —	vom Tertolay-See nach Tumbela Caumam	19	—
— 26. —	von Tumbela Caumum nach Trincomale	15	—
		168	—

YC191896

M311681